

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die Seelenburg



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Seelenburg

John Sinclair Taschenbuch Nr. 8

von Jason Dark

erschienen am 17.11.1981

Bastei Verlag

Die Seelenburg

Die Seelenburg gehörte einem Druiden! Sie war ein Ort des Jammers, der Qualen, und sie wurde hin und wieder von einem reichen Geschäftsmann für Parties mißbraucht. Die Seelenburg war auch mein Ziel, denn während dieser Parties waren zu viele Menschen verschwunden. Hinter vorgehaltener Hand munkelte man von finsternen Mächten und geheimnisvollen Hexenriten, die hier ihre Wiedergeburt erlebten. Ich mischte auf den Parties mächtig mit. Als ich glaubte, schon gewonnen zu haben, da lernte ich den wahren Besitzer der Seelenburg kennen. Es war einer meiner Todfeinde - der Spuk...

Sie jagten ihn erbarmungslos!

So hart, so brutal und so unnachgiebig, wie es nur Dämonen können. Und das wußte der Gejagte, denn er war selbst ein Schwarzblüter, ein Dämon und Zauberer.

Und doch hatte er sich zu weit vorgewagt. Er war in Gebiete eingedrungen, von denen er eigentlich die Finger hätte lassen sollen. Nun war es zu spät. Die anderen hatten schon reagiert und ihn in die Enge getrieben.

Der Druiden war in die Keller der Burg geflüchtet. Dort kannte er jedes Versteck. Er wußte auch, wo die Geheimgänge lagen, die ihn in die Freiheit bringen würden.

Pykka, der Druiden, hatte nicht vor aufzugeben, auch wenn man seinen Gegner als ungemein mächtig bezeichnen konnte. Sein Gegner war kein Geringerer als der Spuk, Herrscher im Reich der Schatten. Ihm war der Druiden sozusagen auf die Zehen getreten und versuchte nun, den Folgen dieses »Zehentritts« zu entgehen.

Im Finstern hastete er voran. Die Dunkelheit behinderte den Druiden nicht. Seine Augen waren wie rote Räder, sie paßten sich den jeweiligen Lichtverhältnissen an.

Doch seine eigentliche Magie konnte der Druiden nicht mehr einsetzen. Der Spuk, der irgendwo lauerte, hatte diese Burg mit einer fremdartigen Magie belegt, gegen die Pykka machtlos war, so daß er kaum größere Kräfte hatte als ein normaler Mensch.

Das wurmte ihn. Einst war er so mächtig gewesen und wurde nun behandelt wie ein niederer Dämon.

Flüchten mußte er. Fliehen in der Burg, die er als sein Eigentum ansah. Es war eine regelrechte Schande.

Gleichzeitig war Pykka einsichtig genug, sich zu sagen, daß er gegen den Spuk nicht den Hauch einer Chance hatte. Der würde ihn gnadenlos vernichten. Da gab es keine Alternative. Er hatte sich gegen ihn gestellt, und wer gegen den Spuk war, der wurde von ihm

getötet. Deshalb durfte Pykka diesem gestaltlosen Wesen nicht in die Hände fallen. Er rannte weiter. Es war der Weg, den er unter der Erde hatte anlegen lassen. Ein Fluchttunnel in den Berg hinein, der irgendwo auf einem Plateau seinen Ausgang hatte. Wenn er dort war, wollte er weitersehen.

Pykka blieb stehen. Er lauschte auf die Schritte seiner Verfolger, doch er hörte nichts. Kein Geröll bewegte sich unter den Füßen der Spukdiener, nahezu eine unheilvolle Stille umgab den Druiden. Sollte die Jagd vorbei sein?

So schön es gewesen wäre, der Druide glaubte nicht dran. Nein, die gaben nicht auf, die wollten ihn, und dabei setzten sie alles ein. Irgendwie schienen sie Angst vor ihm zu haben. Als der Druide daran dachte, mußte er unwillkürlich kichern.

Angst vor ihm?

Nein, nicht der mächtige Spuk. Was war er denn schon? Ein Wesen, nicht größer als ein Zwerg, mit einem zu großen Kopf, abstehenden Ohren und übergroßen Augen. Auch der Körper war verwachsen, aber die äußerlichen Merkmale interessierten nicht. Wichtig allein waren seine Kräfte, und die hoffte er zu behalten, wenn er dem verdammten Spuk entkommen war.

Er lief weiter. Leider waren die Beine viel zu kurz. Pykka hätte gern die Größe eines normalen Menschen gehabt, dann hätte er sein Ziel sicherlich schon erreicht, aber so...

Zudem fehlten ihm seine magischen Kräfte. Und das war noch schlimmer. Er hatte die Telekinese beherrscht, auch die Teleportation, doch er konnte sie nicht einsetzen.

Die andere Magie stand dagegen. Und deshalb lief er weiter, stürzte er auf seinen kleinen Beinen in den finsternen Gang hinein, wo man nicht einmal die berühmte Hand vor Augen sehen konnte.

Aber der Druide sah, und seine Augen leuchteten. Wie kleine Bälle standen sie in der Luft.

Wasser hatte sich an der Decke gebildet. Es fiel an manchen Stellen in dicken Tropfen nach unten und klatschte auf den fast haarlosen Schädel des Druiden.

Dann schüttelte sich Pykka jedesmal und drohte mit seiner kleinen Faust.

Er stolperte weiter durch den Gang. Ein Mensch wäre in der totalen Finsternis durchgedreht, nicht so der Druide, der im Dunklen sehen konnte.

Doch die Häscher lauerten. Pykka sollte nicht entkommen, das hatte der Spuk befohlen, und seine Befehle mußten befolgt werden.

Sie erwarteten Pykka dort, wo der unterirdische Gang nach oben führte und auch endete. Zuerst erschrak Pykka, als er die beiden Gestalten sah, denn er hatte nicht damit gerechnet, daß der Spuk von diesem Fluchtweg wußte. Doch Sekunden später hatte er sich damit abgefunden.

Er würde kämpfen müssen.

Der Spuk hatte zwei seiner echsenköpfigen Vasallen geschickt.

Monster, halb Mensch, halb Tier. Waffen hielten sie nicht in den Händen, dafür ein gefährliches Netz, dessen Fäden plötzlich anfangen glutrot zu schimmern.

Pykka blieb stehen.

Etwa fünf Schritte trennten ihn von den Echsenköpfigen, die der Hölle entstiegen waren, denn sie rochen nach Schwefel und Pestilenz. Der Druide machte sich noch kleiner.

»Was wollt ihr?« Seine Stimme klang dunkel.

Die beiden gaben keine Antwort.

Aber Pykka wußte auch so, was sie mit ihm vorhatten. Er sollte zurückgeschafft werden.

Und sie kamen näher.

Das Netz hielten sie mit zwei Händen an den Ober- und Unterkanten fest, und so spannten sie es über die gesamte Gangbreite.

Gab es noch eine Chance?

Gequält verzog der kleine Druide das Gesicht. Er konnte zurücklaufen, aber was hätte das genützt? Es wäre ein unnötiger Kräfteverschleiß gewesen.

So blieb er stehen.

Wenn er noch seine alten Kräfte gehabt hätte, dann wäre alles anders gewesen, dann hätte er das Netz zerrissen, aber so...

Er befand sich noch inmitten seiner Überlegungen, als die beiden Gestalten das Netz schleuderten. Es ging blitzschnell. Der Druide sah plötzlich dieses flirrende Gebilde über sich, duckte sich noch mehr, doch er konnte dem Netz nicht ausweichen. Es fiel nach unten.

Genau auf ihn zu.

Er spürte die Berührung. Zuerst geschah nichts, dann aber wurde die magische Kraft des Netzes voll wirksam.

Pykka schrie auf. Auf einmal schien sein Körper unter einem kalten Feuer zu brennen. Überall, wo ihn das Netz berührte, spürte er die Schmerzen, die tief durch seine Haut drangen, ihn einhüllten und ihn fast zum Wahnsinn trieben.

Er konnte nur noch schreien.

Aber er riß sich zusammen, er wollte den beiden Häschern keinen Grund geben, sich an seinen Schmerzen zu weiden. So sackte er nur zusammen und blieb auf dem Boden liegen, begraben unter der Kraft des magischen Netzes.

Die Echsenköpfigen traten neben ihn. Wortlos bückten sie sich und griffen wieder zu. Ihre Hände packten die Enden des Netzes und zogen es zusammen.

Das spürte Pykka nicht mehr. Er befand sich inzwischen in einem tranceähnlichen Zustand. Was um ihn herum geschah, nahm er überhaupt nicht wahr.

Sie trugen ihn weg.

Einer nur warf sich den kleinen, ehemals so mächtigen Druiden über die Schulter und ging mit ihm davon. Der Spuk wartete nicht gern, er wollte die Bestrafung.

Es dauerte nicht lange, da hatten sie den finsternen Gang hinter sich gelassen und erreichten eine Treppe, die nach oben führte. Graues Dämmerlicht fiel über die Stufen, ein Zeichen, daß sie die unterirdische Tiefe verließen und sich in die Regionen des Tageslichts begaben.

Sie gelangten in die Halle der einsam stehenden Burg. Durch die hohen Fenster fiel trübes Tageslicht. Die Berge in der näheren Umgebung lagen im Nebel. Als dicke Schwaden wanderten Wolken über die Gipfel.

In der Halle blieben die Spukdiener stehen und ließen ihre Beute zu Boden fallen.

Dort blieb der Druide erst einmal liegen. Die beiden Echsenmenschen bewegten sich von ihm fort und öffneten eine hohe Tür. Sie meldeten ihren Erfolg.

Ein Lachen war die Antwort.

Dann ertönten Schritte. Im nächsten Augenblick erschien eine grauhaarige, geduckt gehende Gestalt, die einen fleckigen schwarzen Anzug trug, ein dickes Buch unter den Arm geklemmt hatte und ihr mit Pickeln und Pusteln verunstaltetes Gesicht dem am Boden liegenden Druiden zuwandte.

»Ist er das wirklich?« fragte der Mann.

»Ja.«

Der Ankömmling grinste wölfisch. Er ging weiter. Sein Haar stand wirr vom Kopf ab. Der Mund bewegte sich, doch nicht ein Wort drang über seine Lippen.

An einem langen Tisch nahm er Platz. Das Buch legte er auf die Platte und schlug mit der flachen Hand auf den schwarzen Einband. Danach griff er in die Innentasche seiner fleckigen Jacke und holte

einen Holzhammer hervor, den er neben das Buch legte. Er winkelte die Arme an, legte sie auf den Tisch und fixierte den im Netz zappelnden Druiden.

»Ein neues Opfer!« flüsterte er. »Ich werde Gericht über diesen Abtrünnigen halten und seine Seele in den Kreis der ewig Jammernden aufnehmen.«

Diese Worte waren typisch für ihn. Denn er war kein geringerer als Maddox, der Dämonenrichter. Ein Wesen, das im Reich der Finsternis gefürchtet war, denn er und der Spuk bildeten ein höllisches Tandem.

Wen Maddox verurteilte, der geriet in die Fänge des Spuks, der die Seele des Dämons für alle Zeiten an sich riß und sie der immerwährenden Qual preisgab.

»Löst das Netz!« befahl der Dämonenrichter.

Die Echsenköpfigen kamen seiner Aufforderung augenblicklich nach. Sie hoben das Netz hoch und schleuderten es zur Seite.

Sofort verschwanden die Schmerzen des Druiden. Plötzlich konnte er wieder klar denken. Er fühlte sich frei und erlöst und stemmte sich langsam auf die Füße.

Die Lethargie war verschwunden. Pykka hatte in den letzten Minuten überhaupt nicht mitbekommen, was mit ihm geschehen war. Deshalb schaute er sich verwundert um.

Er befand sich wieder in der Burg, sah die Halle, die Fenster. Ja, das war sein Wohnort.

»Sieh her!« Die Stimme ließ ihn zusammenzucken. Sie war wie der Knall einer Peitsche.

Pykka drehte den großen Kopf.

Er glaubte zu träumen, denn es war nicht der Spuk, den er sah, sondern ein anderer.

Der Dämonenrichter!

Nun wußte er, was ihm bevorstand. Er hatte genug von den

Verhandlungen gehört, die der Dämonenrichter durchführte. Wenn er verurteilt wurde, dann riß man seine schwarze Dämonenseele aus dem Körper, und er würde für alle Zeiten die Qualen und Schrecken der Dämonenhölle erleben.

Pykka bekam Angst.

Noch nie in seinem Druidenleben, das immerhin schon über tausend Jahre währte, hatte er so gezittert. Er wollte kein Verbannter sein, der Fluch sollte ihn nicht treffen, aber wie es aussah, würde es keinen anderen Weg geben.

Der Druide zitterte.

Die beiden Echsenköpfigen zogen sich zurück. An der Tür blieben sie als stumme Wächter stehen.

Maddox schlug mit dem Holzhammer auf den Tisch. Es gab einen dumpfen Laut, so daß Pykka zusammenzuckte. »Hiermit eröffne ich die Verhandlung im Namen des Spuks, der mir die Vollmacht erteilt hat, über dich zu richten.«

Pykka schwieg. Er wollte lieber nichts sagen, sondern alles eingestehen.

»Du bist Pykka, der Druide?« wurde er direkt angesprochen.

»Ja.«

»Und du hast ein langes Leben hinter dir, das du allein der Gnade der Schwarzblüter verdankst. Stimmt das?«

Pykka bejahte wieder.

Jetzt beugte sich Maddox vor. »Und was ist dir eigentlich eingefallen den Spuk zu hintergehen? Los, rede! Was hast du dir dabei gedacht, dich in eine solche Schande zu stürzen?«

»Ich wußte nicht...«

Maddox lachte auf. »Das wird ja immer schöner. Du wußtest nicht! Natürlich wußtest du es. Du hättest in Schottland bleiben sollen, denn diese Burg, auch Seelenburg genannt, gehört dem Spuk. Und niemand, der nicht würdig ist, darf sie betreten!«

Pykka nickte.

Maddox stieß ein Knurren aus. »Aber du Wurm hast es tatsächlich gewagt, die Burg an dich zu reißen. Gegen den Willen des Spuks. Du hast nicht einmal gefragt, und wir haben dich gewähren lassen, weil wir dachten, daß du wieder zu Vernunft kommen würdest. Doch das war nicht der Fall. Du hast dich hier eingenistet wie der Kuckuck in einem fremden Nest. Jetzt brauchen wir die Burg, und du bist noch immer da. Wärest du verschwunden, hätten wir Gnade walten lassen. So aber nicht.«

»Ich werde gehen«, jammerte der Druiden. »Wirklich, ich schwöre es. Sofort gehe ich.«

»Es ist zu spät.«

Pykka versuchte es trotzdem. Bisher hatte er gestanden. Doch nun fiel er nach vorn. Auf den Knien blieb er, rang beide Hände und flehte zum Richtertisch hoch.

Aus mitleidslosen Augen schaute ihn Maddox an. Der Dämonenrichter kicherte. »Zu spät, zu spät...« Es bereitete ihm eine diebische Freude, den Angeklagten in Angst zu sehen. Und noch mehr Freude würde es ihm bereiten, das Urteil zu sprechen.

»Aber ich konnte doch nichts dafür«, jammerte der Druiden.

Die knöchernen Finger des Dämonenrichters umklammerten den Stiel des Holzhammers. »Du konntest nichts dafür?« höhnte er. »Mach dich nicht noch lächerlicher, als du schon bist. Für deinen Frevel«, schrie er, und seine Stimme hallte von den Wänden der Halle wider, »gibt es nur eine Bestrafung: den Tod!«

Jedes Wort traf den kleinen Druiden wie ein heftiger Schlag. Er zuckte zusammen und wurde noch kleiner. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse der Qual.

Pykka stand wahre Hölle an.

Dieser Dämonenrichter vor ihm würde kein Erbarmen kennen. Er war ebenso schlimm wie der Spuk, und er handelte in seinem

Auftrag. Alles was er tat, wurde durch den Spuk abgedeckt.

Der Holzhammer knallte auf den Tisch.

Pykka erstarrte. Dieser Schlag war das Zeichen, welcher das Urteil ankündigte.

Maddox beugte sich noch weiter vor, damit er Pykka besser sehen konnte. »Und hiermit, du Wurm, verurteile ich dich zum Tode. Du sollst die ewigen Qualen der Dämonenhölle erleiden. Deine Seele wird sich winden, und sie wird schreien. Die Schatten der ewigen Nacht werden dich überfallen, einhüllen und dich nie mehr loslassen. Das Urteil ist sofort zu vollstrecken!«

Besonders die letzten Worte hallten im Schädel des Druiden wider. Nun waren seine Chancen dahin. Er konnte nicht mehr fliehen, die anderen waren zu mächtig.

Schon setzten sich die beiden Wächter in Bewegung. Bevor sich Pykka versah, hatten sie ihn gepackt und zogen ihn hoch. Früher hätte er über solche Kreaturen nur gelacht, doch seine Kräfte waren ihm genommen worden, er konnte sich nicht mehr wehren, sondern mußte der Vernichtung ins Auge sehen.

Der Tod wäre nicht so schlimm gewesen, aber er sollte die ewigen Qualen erleiden, und das war grausam.

Die beiden Echsenköpfigen schleiften ihn nach draußen auf den Burghof.

Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Die Berge lagen in Wolken.

Über dem Hof schwebten die dicken Schwaden und hüllten alles gnädig ein.

Auch den Sterbeplatz des Druiden.

Sie führten ihn hin. Je näher sie kamen, um so mehr schälten sich die Konturen des Richtplatzes aus dem Nebel. Da stand der Hauklotz, auf dem sehr bald der Kopf des Druiden liegen würde. Irgendeiner würde das Schwert nehmen und ihn köpfen.

Maddox war ihnen gefolgt.

Er stand an der Treppe, und sie hörten sein häßliches Gelächter. Wieder einmal hatte er dem Spuk eine Seele zugeführt, und das freute ihn, sein Ansehen stieg.

Das Gelächter erreichte auch den Druiden. Auf Pykka wirkte es wie ein Schock und Stimulans zur gleichen Zeit. Er wollte nicht sterben, und wenn er jetzt seine letzte Chance nicht nutzte, dann war alles verloren.

Die beiden Aufpasser hielten ihn nicht einmal fest. Sie schritten nur neben ihm her, da sie sich ihrer Sache völlig sicher waren.

Noch fünf Schritte zur Richtstätte. Nebel umwallte den Klotz. Daneben lag ein altes Schwert. Der Druide würde körperlich sterben, aber seine Seele würde eingehen in die unendlichen Qualen, und sie würde eins werden mit dem Reich des Spuks.

Da wagte es Pykka. Bevor die Aufpasser reagieren konnten, warf sich der zwergenhafte Druide nach links, prallte gegen einen Echsenköpfigen und stieß ihn um, weil das Wesen mit diesem Angriff überhaupt nicht gerechnet hatte.

Pykka aber rannte.

Er hörte hinter sich das Schreien des Richters. Maddox jagte die beiden dämonischen Wächter hinter dem Druiden her, aber Pykka hatte bereits den Rand des Plateaus erreicht, auf dem die Burg stand. Mit einem gewaltigen Sprung setzte er darüber hinweg.

Dahinter begann der Hang. Zuerst war er noch steinig, eine mit Geröll übersäte schiefe Ebene, an deren Ende sich der Beginn eines dichten Kiefernwaldes anschloß.

Pykka konnte sich nicht mehr halten. Er hatte soviel Schwung, daß er sich überschlug und in einer Woge von Geröll, Dreck und Steinen auf den Wald zurollte.

Er breitete instinktiv seine kleinen Arme und Beine aus, wollte irgendwo Halt finden und sich festklammern, doch seine

Geschwindigkeit war einfach zu hoch.

Er schaffte es nicht.

Der Druiden rauschte förmlich in das sperrige Unterholz hinein, wurde von tiefwachsenden Zweigen und Ästen gebremst, und endlich kam er zur Ruhe.

Er lag still.

Ruhe hatte sich wie der Nebel über das Land ausgebreitet. Da schrie kein Vogel, nur ein paar letzte Steine rollten nach. Lange durfte Pykka auf keinen Fall liegenbleiben, denn die beiden Häscher würden ihn suchen. Sie hatten ihn verloren. Wenn sie nicht selbst sterben wollten, dann mußten sie ihn wieder zurückbringen.

Diesmal wollte sich der Druiden nicht fangen lassen. Er wühlte sich unter den Zweigen hoch und lief weiter. Auf dem schrägen Hang konnte er sich nur schwer halten, zudem war der Boden feucht, und die Wurzeln der Bäume bildeten gefährliche Stolperfallen, in die Pykka auch hineingeriet.

Zweimal fiel er lang hin, raffte sich sofort wieder auf und sah beim zweiten Hochkommen, daß er sich die Hand aufgerissen und eine kleine Wunde beigebracht hatte, aus der grünes Blut quoll. Druidenblut.

Talabwärts wurde der Wald dicht. Die Bäume standen sehr nahe beieinander, waren mit ihren Zweigen verfilzt und bildeten regelrechte Barrieren.

Pykka kannte sich aus. Er hatte in der Burg gelebt und während seines Aufenthaltes auch die nähere Umgebung erkundet. Er wußte genau, daß er sich bald links halten mußte, denn dort fuhr die Seilbahn. Es war keine Kabinenbahn, sondern nur Sessellifte. Um diese Zeit herrschte kaum Touristenverkehr, und die Seilbahn selbst würde bald auch nicht mehr fahren.

Aber noch rollten die Sessel dicht hintereinander durch die Luft. Pykka arbeitete sich mit Händen und Füßen voran. Immer dachte er

dabei an die echsenköpfigen Häscher, denen er auf keinen Fall in die Finger geraten durfte. Manchmal wurde der Hang so steil, daß er sich an den Zweigen festhalten und weiterhangeln mußte. Er trat in Ameisenhaufen und zerstörte sie, sprang über Geröll und umgestürzte Bäume, die Auswirkungen der letzten Lawinen vom Winter. Dann endlich erreichte er die Schneise und sah auch die hohen Stahlträger, denen hohe Betonsockel Halt gaben.

Schon kam der erste Lift.

Er war leer.

Auch der zweite, der dritte und der vierte. Schließlich wagte es der zwergenhafte Druide. Er kletterte auf einen Baum und blieb auf halber Höhe hocken. Danach suchte er die stärksten Äste aus, die der Bahn praktisch entgegenwuchsen.

Ein Ast sah besonders stabil aus. Auf ihm glitt er langsam voran. Der Druide schätzte die Entfernung ab. Wieder verzerrte sich sein Gesicht vor Wut. Hätte er seine alten Kräfte noch besessen, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, zu verschwinden. So aber mußte er den unbequemen Weg nehmen.

Er wartete noch und stieß sich dann ab. Fast wäre der Ast gebrochen.

Pykka hörte noch das Knirschen, da befand er sich bereits in der Luft, streckte beide Arme aus, die im Verhältnis zum Körper ziemlich lang waren, und er bekam mit der rechten Hand die sich unterhalb des Sitzes befindliche Fußstange zu fassen.

Hart umklammerte er das dünne Rohr, griff mit der Linken nach und schwebte im nächsten Moment talabwärts, wobei der Lift hin- und herschaukelte. Der Druide zog sich nicht hoch, er blieb so hängen.

Nur den Kopf drehte er des öfteren, um nach Verfolgern Ausschau zu halten.

Er entdeckte sie nicht.

Was allerdings nicht besagte, daß sie aufgegeben hatten. Die gaben

niemals auf. Eigentlich war er nirgendwo vor ihnen sicher. Irgendwann würden sie ihn bekommen, und wenn er so dachte, dann war seine Flucht eigentlich sinnlos gewesen.

Doch in Pykka floß Druidenblut. Er dachte daran, daß es gerade seine Rasse gewesen war, die damals geherrscht und sich die Menschen Untertan gemacht hatte. Sie hatten sich immer mit Dämonen verbündet, finsternen Zauber durchgeführt und sogar gelernt, die Dämonen zu beherrschen. Niemand hätte es damals gewagt, einen Druiden anzugreifen. Heute war alles anders. Die Dämonen hatten sich in Gruppen formiert, es gab Führer unter ihnen, sie teilten sich ihre Gebiete auf, und die Macht der Druiden wurde zurückgedrängt. Viele seiner Rasse waren getötet worden, man brauchte sie nicht mehr. Ihr Zauber traf heute nicht auf fruchtbaren Boden, obwohl es noch genügend Menschen gab, die an die Kraft der Druiden glaubten.

Dämonen selbst griffen in den Kreislauf der Welt ein. Und sie taten es mit unbarmherziger Härte. Dabei fegten sie auch den alten Druidenglauben hinweg und verbannten ihn aus den Köpfen der Menschen.

Über das alles dachte Pykka nach, als er an dem schmalen Lift hing. Zwangsläufig bewegten sich seine Gedanken in eine andere Richtung.

So gefährlich die Dämonen auch geworden waren, gab es trotzdem Menschen, die ihnen den Kampf angesagt hatten.

Namen geisterten durch die Reihen der Schwarzblüter.

Professor Zamorra, Tony Ballard, Damona King — und der Name eines Mannes von Scotland Yard.

John Sinclair!

Pykka buchstabierte ihn. Er hatte schon von Sinclair gehört, ihm aber noch nie gegenübergestanden, und er wußte, daß dieser Mensch der erklärte Feind aller Dämonen war.

Und eigentlich auch der Druiden!

Pykka erinnerte sich an Khylon, einen Artgenossen, der von dem Geisterjäger John Sinclair getötet worden war. Eigentlich mußten die Druiden diesen John Sinclair hassen, das taten sie auch, aber noch mehr haßte Pykka den Spuk.

Und er beschloß, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Das heißt, er wollte mit dem Geisterjäger John Sinclair Verbindung aufnehmen, falls man ihn so lange noch am Leben ließ...

Im Radio hatte ich plötzlich einen deutschen Sender. Irgend jemand sang ein Lied mit dem Titel »Santa Maria«. Ein paar Sätze hörte ich, dann rauschte es nur noch.

»Was war das?« fragte mich Glenda Perkins, die neben mir saß und um ihr dunkles Haar ein buntes Kopftuch gebunden hatte.

»Überreichweite.«

»Aha.« Glenda lächelte. »Und wieso?«

Ich löste eine Hand vom Lenkrad und deutete mit dem Daumen in Richtung Scheibe. »Sehen Sie mal nach draußen.«

»Nebel.«

»Und wie.«

Er lag wirklich knüppeldick, unser Londoner Nebel, der ach so berühmt berüchtigte. Dabei behaupten manche Menschen, der Nebel wäre früher viel schlimmer gewesen. Ich wagte das allerdings zu bezweifeln. Zwar ist der Nebel im Sommer etwas Seltenes, aber wenn er kommt, dann knüppeldick.

Wir steckten im Verkehr fest. Dabei hatten wir fast schon zwei Stunden früher Feierabend gemacht, damit ich Glenda pünktlich ans Ziel bringen konnte.

Meine Sekretärin wollte zu einem Klassentreffen. Leider fand es ein wenig außerhalb Londons statt, so daß es in der Nähe des Lokals keine U-Bahn gab.

Ich hatte mich zur Verfügung gestellt und fuhr Glenda hin, worüber

sie sehr glücklich war.

»Und wie kommen Sie zurück?« wollte ich wissen.

Mit der Antwort wartete sie bis zur nächsten Ampel. »Ich werde mir wohl ein Taxi nehmen.«

»Falls die fahren.«

»Stimmt auch wieder. Aber was würden Sie an meiner Stelle tun, John?«

»Bis zum Morgen warten.«

»Das ist ein Restaurant und kein Hotel.«

Ich lachte. »Sie werden sehen, Glenda, wie schnell die Zeit vergeht. So ein Klassentreffen findet ja nicht jede Woche statt. Ich bin sicher, daß es eine ungeheure Menge zu erzählen gibt.«

»Das stimmt.«

»Na bitte.«

Grün. Der Kreis in der Ampel war gar keiner mehr, sondern nur ein verwaschener Fleck, der an seinen Rändern zerfaserte. Man mußte schon sehr genau hinsehen, um ihn zu erkennen.

Im Schritt-Tempo fuhr ich weiter. Der Nebel vermischte sich mit den Abgasen zu einer gefährlichen Mischung. Das war die Zeit, wo Herzranke und Kreislaufschwache zu Hause blieben.

Wir rollten bereits durch Paddington und würden bald nach Maida Vale kommen, wo auch das Restaurant war. Die Shirland Road führte auf einen Platz zu, von dem die Straßen dann sternförmig abzweigten. Dort wollte ich Glenda absetzen.

»Wie kann ich das je wieder gutmachen?« fragte sie.

»Was?«

»Daß Sie mich bei diesem Wetter fahren.«

»Ist doch selbstverständlich.«

»Ich weiß nicht.« Glenda lehnte sich zurück. Der Mantel klaffte in Höhe der Knie auseinander. Ich sah die beiden Rundungen und mußte lächeln.

Glenda Perkins war wirklich eine schöne Frau. Und es war für einen Mann nicht leicht, bei ihr standhaft zu bleiben. Bisher hatte ich es ja geschafft, aber ob das von Dauer sein würde, das wußte ich auch nicht.

Ihr Parfüm war an diesem Nachmittag jedenfalls dazu angetan, mich regelrecht anzumachen.

Ob sie es extra aufgelegt hatte?

»Woran denken Sie, John?«

Ich mogelte mich an einem Lastwagen vorbei und konnte ein wenig schneller fahren. »Das bleibt Betriebsgeheimnis.«

»Aber mir können Sie es doch sagen.«

»Ich weiß nicht.«

»Dann ist eine Frau im Spiel«, stellte Glenda sachkundig fest.

Verdammt, ich hatte Mühe, nicht rot zu werden, und schwieg sicherheitshalber.

»Stimmt es, John?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Also doch.«

»Moment, ich habe nichts gesagt.«

»Aber gedacht. Ihre Gedanken kann man Ihnen ja am Gesicht ablesen, Mr. Geisterjäger.«

Ich strich über meinen Nasenrücken. »Dann sind Sie ein Medium, Glenda.«

»In gewisser Hinsicht ja.«

»Und wie darf ich das verstehen?«

»Wenn es um einen Mann namens John Sinclair geht, den ich schon ziemlich lange kenne.«

»Und was ist mit Ihren Freunden?«

Glenda verzog etwas die Lippen. Sie hatte ihren Mund mit einem blassen Stift angemalt. »Welche Freunde?«

Ich betätigte den Blinker und rollte an einem parkenden Wagen

vorbei.

»Wenn ich mich recht erinnere, sind Sie schon ein paarmal abgeholt worden.«

»Das haben Sie genau registriert?«

»Mehr ein Zufall.«

Glenda lachte. »Wer soll das glauben?«

»Ich belüge Sie doch nicht.«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Doch ich will Sie beruhigen, John, diese Freunde sind...«

»Um Himmels willen keine Erklärungen«, sagte ich. »Dazu habe ich gar nicht das Recht...«

»Doch, ich will es aber sagen.«

»Dann bitte.«

»Mit diesen Freunden war nichts, aber auch gar nichts. Es waren lockere Bekanntschaften. Wir sind zum Tanzen gegangen, das ist auch alles gewesen.«

»Na denn.«

Eine Weile schwiegen wir. Glenda lächelte still vor sich hin. Ich hing meinen Gedanken nach und mußte mich gleichzeitig auf den Verkehr konzentrieren.

Schemenhaft sah ich den Platz, von dem die Straßen abzweigen. Auch Glenda hatte ihn entdeckt.

»Wir sind gleich da«, sagte sie.

»Und wo muß ich ab?«

»Fahren Sie noch ein Stück, dann die zweite Straße links. Da müssen Sie rein.«

»Okay.«

Ich wurde noch überholt. Ein Motorradfahrer huschte an dem Bentley vorbei.

Schade, daß Glenda bald ausstieg. Ich hätte sie gern noch ein Stück gefahren. Mein Finger rutschte zum Blinkerhebel. Links mußte ich

fahren.

Die Straße war eng. Sie wurde noch enger gemacht, weil Fahrzeuge rechts und links parkten. Ihren Namen kannte ich nicht. In diese Ecke von London wehte mich der Wind selten.

Glenda schaute aus dem Fenster. Sie versuchte Hausnummern zu erkennen. Es war nicht möglich.

»Waren Sie schon mal da?« fragte ich.

»Nein, noch nie. Das Restaurant hat eine Klassenkameradin von mir ausgesucht.«

Fast wäre ich vorbeigefahren. Im letzten Augenblick konnte ich noch bremsen, als Glenda »Stopp« rief.

Hinter mir fuhr kein Wagen. Sanft kam der Silbergraue zum Stehen. Ich drehte den Kopf und schaute durch die wabernden Nebelschleier auf die Häuserfront.

»Sieht ziemlich tot aus.«

»Scheint mir auch so«, sagte Glenda.

Kein Licht brannte. Das ganze Gebäude machte einen leeren, verlassenen Eindruck.

»Ich sehe mal nach«, sagte sie.

»Und ich warte solange.«

Glenda stieg aus und lächelte. Ich sah ihr nach, wie sie auf den Eingang zuschritt. Bald war sie nur noch schattenhaft zu erkennen, weil die Nebelschleier sie umspielten.

Ich griff zu den Zigaretten, öffnete das Fenster einen Spalt und zündete ein Stäbchen an. Den Rauch blies ich durch die Ritze. Er vermischte sich mit dem Nebel.

Hin und wieder warf ich einen Blick auf die Fassade des Lokals. Von Glenda war nichts mehr zu sehen. Sie hatte das Restaurant wahrscheinlich betreten.

Wie es hieß, konnte ich nicht lesen, da die Schrift über der Tür nicht erleuchtet war.

Nach einer Zigarettenlänge war Glenda noch immer nicht zurückgekommen. In mir nagte langsam eine gewisse Unruhe. Wo blieb sie nur? Daß sie ohne sich zu verabschieden einfach verschwinden würde, daran wollte ich nicht glauben.

Ich gab ihr noch einmal fünf Minuten, dann war ich es leid und stieg aus.

Mein Job verlangte es, immer und überall einsatzfähig zu sein. Die Gefahren lauerten an jeder Ecke, und auch die Menschen, die sich quasi in meinem Dunstkreis befanden, wurden oft genug mit hineingezogen.

Deshalb nahm ich die Sache nicht auf die leichte Schulter, sondern verdammt ernst. Es konnte durchaus sein, daß Glenda etwas zugestoßen war, denn das alles hier roch in gewisser Hinsicht nach Falle.

Ich holte meine Beretta aus dem Hüftholster und steckte die Waffe in die rechte Manteltasche. So konnte ich sie innerhalb kürzester Zeit ziehen.

Die Tür war offen. Sie hatte ein Muster aus Glas. Die kleinen Scheiben saßen in dunklen Holzrahmen fest. An der linken Seite der Tür befand sich ein Guckloch.

Ich stieß die Tür auf.

Kalter Rauch traf meine Nase. Es roch richtig nach Kneipe. Scharf mußte ich mich nach rechts wenden, wo der Gang auf einen Vorhang führte.

Niemand begegnete mir. Ich hörte auch keine Stimmen, und mein Mißtrauen wurde noch stärker.

Dann — kurz vor der Tür — rief Glenda Perkins mich an. »John, sind Sie es?«

»Ja.«

»Kommen Sie.«

Glendas Stimme vertrieb mein Mißtrauen. Ich drückte den Vorhang

zur Seite, schaute in das Lokal und machte die nächsten beiden Schritte.

Dann blieb ich abrupt stehen, denn das Ding, das mir da jemand in die Seite preßte, fühlte sich verdammt nach der Mündung einer Waffe an...

»Wenn Sie nicht mitmachen, muß ich Sie leider töten lassen, da Sie zuviel wissen!«

Die so gelangweilt ausgesprochenen Worte des Milliardärs Gordon Schreiber hatten bei Celine Wald eine Panik ausgelöst. Die junge Schweizerin, Privatsekretärin des Mannes, glaubte sich verhöhnt zu haben. Aber Schreiber hatte auf ihre Frage hin seine Worte eiskalt wiederholt.

Dieser Mann sprach keine leeren Drohungen aus.

Celine Wald wußte nicht mehr, was sie tun sollte. Wie betäubt war sie in ihr Zimmer gelaufen, das im Westflügel der Burg lag, hatte sich eingeschlossen und weinend aufs Bett geworfen.

Stunden waren vergangen. Verzweifelt sann die Dreiundzwanzigjährige nach einem Ausweg. Sie fand keinen. Wenn sie in Zürich, Bern oder Genf gewesen wäre, hätte alles anders ausgesehen, aber nicht auf dieser gottverlassenen Burg in den Hochalpen zwischen Chur und St. Moritz. Nein, hier kam sie nicht weg.

Irgendwann, als die Dämmerung bereits das Tageslicht vertrieben hatte, stand Celine auf. Sie ging ins Bad, wusch ihr Gesicht und betrachtete sich im Spiegel.

Mitmachen! hämmerte es in ihrem Kopf. Das hieß Partys, schwarze Messen, Orgien, Gewalt...

Nein, sie hatte schon von den Feiern gehört, aber sie hatte es nicht glauben wollen, bis Gordon Schreiber sie vor die Wahl stellte.

Celine Wald war eine moderne junge Frau. Man konnte sie auch

nicht als prüde bezeichnen, sie feierte gern, aber schwarze Messen und Orgien waren ihr zuwider, davon ließ sie lieber die Finger, denn so etwas konnte einfach nicht gut ausgehen, da blieb immer etwas zurück. Nicht nur physische Qualen, sondern auch die Zerstörung der Seele. Viele überwand den Schock nicht und waren danach lebenslang innerlich gezeichnet.

Sie sah sich im Spiegel an. Braunes Haar, geschnitten zu einer hochgetürmten Kurzhaarfrisur, eine kleine gerade Nase, hochstehende Wangenknochen und der vielleicht ein wenig zu große Mund. Aber niemand war vollkommen. Celine bezeichnete sich selbst als durchschnittlich aussehend, obwohl sie von Männern oft das Gegenteil gehört hatte.

Sie ging wieder in das Zimmer zurück. Es war prächtig ausgestaffiert. Man sah es den Möbeln an, wie kostbar sie waren, und auf den Teppichen lief man wie auf Daunen.

Überhaupt war alles prächtig in dieser Burg. Aber es war nur eine äußerliche Pracht. Innerlich faulte sie, da war sie schwarz wie die Seele eines Mörders.

Intuitiv fühlte Celine, daß mit dieser Burg einiges nicht stimmte. In den dicken Mauern lauerte das Böse, da wartete es nur darauf, gelockt zu werden, und manchmal erinnerte sie sich an die Stimmen, die sie des Nachts gehört hatte.

Wispernde, flüsternde, fremde Stimmen...

Der Schreibtisch stand zwischen Bett und Fenster. Celine wußte selbst nicht warum sie sich auf den schmalen Stuhl vor dem Schreibtisch setzte. Auf jeden Fall fiel ihr Blick auf das Papier, das in einem Fach lag.

Sie überlegte. Briefe schreiben. Meine Güte, wie lange hatte sie keinen Brief mehr geschrieben. Und an wen sollte sie schreiben? Ihre Eltern waren tot, wer konnte ihr überhaupt helfen? Und wer

würde ihr glauben?

Gordon Schreiber war ein mächtiger Mann. In Genf hatte der Schreiber-Konzern seinen Sitz. Das Verwaltungsgebäude stand am See. Von dort aus lenkte der Milliardär seine Geschäfte.

Filialen gab es überall in der Welt. In den USA ebenso wie in Nordafrika.

Nordafrika! Das war das Stichwort. Plötzlich hatte sie es. Sie dachte an einen Urlaub in Tunesien. Dort hatte sie am Strand eine junge Frau kennengelernt, die ihr auf Anhieb sympathisch war.

Wie hieß sie noch gleich?

Celine fiel der Name nicht ein, aber sie erinnerte sich noch an den Beruf und an die Stadt, aus der ihre Urlaubsbekanntschaft stammte. London und ja, jetzt hatte sie es. Diese blonde Frau war Detektivin. Sie arbeitete in einem eigentlich völlig unweiblichen Beruf.

Und sie hieß Jane Collins.

Brief, Urlaub, Jane Collins!

Das war die Kette, die Celine Wald nicht mehr zerreißen lassen wollte.

Sie setzte ihre Idee sofort in die Tat um. Wenn jemand ihr glaubte, dann Jane.

Die Schweizerin schrieb. Der Federhalter schien nur so über das Papier zu fliegen, und als sie fünf Seiten beschrieben hatte, war sie immer noch nicht am Ende. Erst auf der sechsten Seite schloß sie mit einem Gruß ab.

Briefmarken hatte sie. Die Adresse fand sie in ihrem Notizbuch. Sie klebte den Brief zu und steckte ihn unter ihren dünnen Pullover, damit ihn niemand fand.

Aber ein Brief mußte befördert werden. Celine erinnerte sich, unten im Ort einen Briefkasten gesehen zu haben. Sie wollte auch keine Minute länger zögern und sofort losgehen.

Allerdings würde es sehr schwierig sein, ungesehen aus der Burg

zu verschwinden. Trotzdem wollte sie es wagen.

Celine schaute aus dem Fenster. Inzwischen war es dunkel geworden.

Der Nebel tat sein übriges, um die Sicht zu verschlechtern. Aber er war im Laufe des Tages dünner geworden. Celine Wald bemerkte auch, daß Wind aufgekommen war, der die Kronen der hohen Nadelbäume wiegte.

Sie fühlte nach und war beruhigt, daß der Brief noch unter dem Pullover steckte. Dann holte sie aus der abgeteilten Garderobe ihren Mantel und steckte die wichtigsten Papiere ein sowie ihr Geld. Alle anderen Sachen wollte sie hierlassen. Den Koffer, die Kleider, das war zu ersetzen, ihr Leben jedoch nicht.

Nicht einen Blick warf sie zurück. Dieses Zimmer hatte sie trotz seiner Pracht angewidert, ebenso wie die gesamte Burg. Celine huschte zur Tür und zog sie auf.

Ihr Blick fiel in einen breiten Gang, dessen hoch liegende Decke von Rundbögen gestützt wurde. Die Marmorplatten auf dem Boden strahlten eine regelrechte Kälte aus. Sie gaben das Gefühl wider, das Celine während ihres Aufenthaltes in der Burg empfunden hatte. Rechts lag ein weiterer Trakt der Burg. Es war der kleinste, und dort hatte das Personal seine Räume. Die Leute kamen unten aus dem Dorf, sie waren praktisch für die Zeit eingestellt worden, die der Schreiber-Clan in der Burg verbrachte. Celine verstand sich mit den einfachen Menschen gut. Sie hatte schon ein paarmal mit ihnen zusammengesessen und Selbstgebrannten Obstler getrunken.

Über eine Steintreppe gelangte sie in den Trakt. Die Treppe führte noch tiefer und endete praktisch vor der Küche. Deren Tür war geschlossen, aber unter der Ritze fiel ein Lichtstreifen hindurch, auch hörte Celine ein Radio dudeln und die Stimme der Köchin.

Schnell huschte sie an der Tür vorbei und erreichte dann den Personaleingang.

Er war verschlossen!

Celine Wald schluchzte vor Enttäuschung auf. Sekundenlang schloß sie die Augen, dann jedoch gab sie sich einen innerlichen Ruck und ging wieder zurück.

Als sie anklopfen wollte, wurde die Küchentür bereits aufgestoßen. Die Köchin erschien.

Beide Frauen erschranken.

»Himmel«, sagte die Köchin, »haben Sie mich aber erschreckt, Fräulein Celine!«

»Entschuldigung, das wollte ich nicht.« Celine lächelte.

Die korpulente Köchin mit dem dunklen Haar ließ ihren Blick über die Frau gleiten. »Wollen Sie etwa noch weg, Fräulein Celine?«

»Ja, ich möchte noch einen Brief einwerfen.«

»Jetzt?«

»Es ist dringend.« Sie räusperte sich. »Aber die Tür des Lieferanteneingangs ist verschlossen.«

»Gehen Sie doch vorn...«

»Nein, das möchte ich aus ganz bestimmten Gründen nicht, wenn Sie verstehen.«

»Ja, natürlich.« Die Köchin verstand trotzdem nicht.

»Könnten Sie denn aufschließen?« fragte Celine.

»Ich habe den Schlüssel nicht.«

Das war der zweite Tiefschlag in den letzten fünf Minuten. Celine wischte sich über die Stirn. Sie wurde sehr blaß, und auf ihrem Gesicht sammelte sich Schweiß.

»Ist Ihnen nicht gut?« fragte die Köchin.

»Doch, doch. Ich hatte nur damit gerechnet...«

Die ältere Frau nickte verständnisvoll. »Moment, ich sehe mal eben nach.« Sie verschwand wieder in der Küche, während Celine voller Angst wartete.

Dann kam die Köchin zurück. In der Hand hielt sie den Schlüssel.

»Den habe ich in der Jacke des Hausdieners gefunden. Ich wußte doch, daß er irgendwo steckte.«

»Ein Glück.« Celine atmete auf.

»Wollen Sie bis nach Gunter?«

»Da ist doch der Briefkasten.«

»Dann beeilen Sie sich. Das sind drei Kilometer, und Sie müssen noch zurück.«

»Ich weiß, aber ein Abendspaziergang wird mir gut tun.«

»Das ist schon mehr ein Nachtmarsch. Viel Glück auf jeden Fall, Fräulein Celine.«

»Danke.«

Die Köchin schloß die Tür. Celine Wald atmete erst einmal tief durch, als sie vor der Burg stand. Sie preßte ihre Hand dorthin, wo unter der Brust ihr Herz schlug.

Das war hart gewesen. Im letzten Augenblick hatte sie es wirklich geschafft.

Celine schaute sich um. Die Burg lag in einem Hochtal und stand auf einem Plateau hoch über dem Tal. Hinter ihr stiegen die steilen Wände der Dreitausender in die Höhe, deren obere Kämme mit einer weißen Schicht bedeckt waren. Dort lag der ewige Schnee.

Zur Vorderseite hin hatte man einen fantastischen Blick in das Tal, wo die Orte Gunter und Savognin lagen. Da sich der Nebel inzwischen fast aufgelöst hatte, sah Celine auch die Lichter, die wie ferne, helle Grüße zu ihr herüberschimmerten.

Von der Burg zur Straße war es nicht mal weit. Es gab einen Pfad, der so breit war, daß er auch Platz genug für Busse oder Lastwagen bot.

Dieser Weg wurde durch Schreibers Leute immer freigehalten, denn er wollte seinen illustren Gästen keine allzu großen Schwierigkeiten zumuten.

Celine Wald kannte sich aus. Auch im Dunkeln hatte sie den Pfad

schnell gefunden. Als die zu beiden Seiten wachsenden Bäume ihr die Sicht auf die Burg nahmen, da atmete sie tief durch. Jetzt hatte sie die erste Hürde geschafft.

Doch Celine irrte sich. Sie konnte nicht wissen, daß Gordon Schreiber seine Gäste durch versteckt angebrachte Kameras überwachen ließ. Ihm entging nichts, und auch die Flucht seiner Sekretärin hatte er bemerkt.

Schreiber lächelte nur. Er verließ den Kontrollraum, schloß eine Tür auf und betrat ein Zimmer, das praktisch nur ihm zur Verfügung stand und von keinem anderen betreten werden durfte.

Dort traf er seine Gegenmaßnahmen

Celine ahnte von alldem nichts. Nach wie vor war sie der Meinung, unbeobachtet die Burg verlassen zu haben. Sie hetzte den schmalen Weg hinunter und gelangte auf die Straße, die kurz vor Gunter in die Julierstraße einmündete, die von Chur nach St. Moritz führt.

Celine rannte so schnell wie selten in ihrem Leben. Sie hatte früher Leichtathletik betrieben, das machte sich nun bemerkbar. Inzwischen hätten andere gekeucht oder Seitenstiche bekommen, nicht so Celine.

Sie lief wie ein Uhrwerk, und sie trug zum Glück flache Schuhe, in denen sie gut rennen konnte.

Längst war sie in Schweiß gebadet, aber unermüdlich setzte sie einen Fuß vor den anderen.

In Kehren führte die Straße hinab. Manchmal kürzte Celine ab, spurtete einfach durch den Wald und traf dann wieder auf die Straße, um ihr zu folgen.

Doch ihre Häscher lagen bereits auf der Lauer. Sie waren nicht hinter oder vor ihr, sondern kamen aus der Luft. Gordon Schreibers Reaktion zeigte bereits ihre Folgen.

Wer als Mensch den Dämonen half, dem standen sie auch bei. So war es hier ebenfalls.

Kaum hatte Gordon Schreiber von der Flucht des Mädchens berichtet, da reagierte der wahre Herrscher der Burg.

Der Spuk ließ seinen Diener nicht im Stich, und er schickte die Wesen aus, die für ihn kämpften. Aus den Dimensionen des Schreckens waren die Monster mit den Echsenköpfen gekommen, und sie hockten auf fledermausähnlichen Flugechsen mit langen Schnäbeln, die sich wie gewaltige Drachenflieger in die Lüfte schraubten.

Sie drehten ihre ersten Kreise.

Ihre Befehle waren klar: Sucht und tötet sie!

Zuerst waren die Kreise sehr groß, weil die Wesen alles beobachten mußten, dann jedoch wurden sie enger, und sie näherten sich als gewaltige Schatten der kleinen Straße, über die Celine Wald ihrer Rettung entgegenlief.

Noch ahnte sie nicht, wer da unterwegs war. Sie sah die Echsenwesen nicht und auch nicht deren weit aufgerissene Mäuler, die an die Schnauzen von Krokodilen erinnerten.

Celine rannte nur. Das einzige, was sie hörte, waren ihre Schritte und der eigene keuchende Atem.

Jetzt merkte sie auch die Anstrengung. Längst kürzte sie nicht mehr ab, weil es zuviel Kraft kostete. Sie lief auf der Mitte der Fahrbahn, und es war mehr ein Taumeln und Wanken. Vor ihren Lippen dampfte der Atem, kalter Schweiß lag auf dem Gesicht, aber die Lichter der Stadt waren näher gekommen.

Die Hoffnung wuchs...

Bis sie über sich ein Rauschen hörte. Zuerst dachte Celine, es wären die Bäume, doch als sie den Blick hob, da sah sie die beiden Schatten. Sie blieb nicht stehen. Es wäre ihr auch nicht möglich gewesen, weil sich die Beine wie von selbst bewegten, aber sie spürte plötzlich die Gefahr.

Celine warf sich zur Seite. Sie fiel dabei nicht zu Boden, sondern prallte gegen den Hang rechts der Straße. Dafür traf der Flügel des fledermausähnlichen Wesens sie nicht, aber sie konnte das Tier auch nicht an einer Landung hindern.

Celine erstarrte in ihrer Furcht. Ein erstickt klingender Laut drang aus ihrer Kehle. Sie warf den Kopf herum und erkannte, daß ein zweites Flugtier hinter ihr gelandet war.

Man hatte sie eingekesselt!

Die Tiere trugen Reiter. Zwei schrecklich anzusehende Wesen mit weit aufgeklappten Echsenmäulern stiegen von ihren Rücken. Dies sah Celine trotz der Dunkelheit.

Da wußte sie, daß sie verloren hatte.

Und dabei war die Einmündung zur Julierstraße nicht einmal zehn Meter entfernt.

Zehn Schritte nur.

Eine lächerliche Distanz, für sie jedoch eine Strecke weiter als bis zum Mond.

Celine zitterte vor Angst. Diese Wesen hatte sie nie gesehen und auch noch nie von ihnen gehört, aber sie wußte, daß sie im Zusammenhang mit Gordon Schreiber stehen mußten. Und seltsamerweise dachte Celine nicht an verkleidete Menschen, sondern an richtige Monster. Und auch die Tiere mit ihren langen Schnäbeln und den ungewöhnlichen Spannbreiten der Flügel durfte es einfach nicht geben. Das waren Wesen aus dem Fabelreich, aus Märchen oder Sagen, wie Celine sie in ihrer Kindheit und frühen Jugend gelesen hatte.

Sie drehte den Kopf.

Auch die zweite Bestie war von ihrem Flugtier abgestiegen. Und beide kamen jetzt auf Celine Wald zu.

Da drehte das Mädchen durch. Trotz der Gefahr und trotz ihrer Angst wagte sie den Durchbruch.

Bevor der Echsenköpfige sich versah und eingreifen konnte, war Celine bereits an ihm vorbei. Sie mußte nur noch das Tier passieren, dann war der Weg frei zur Straße.

Die heiße Angst beeinträchtigte ihr Sichtfeld. Die Straße schien vor ihren Augen Wellen zu schlagen, sie lief aber noch schneller weiter und glaubte, den Vogel passiert zu haben.

Der ließ sie auch.

Dann, als sie schon vorbei war, erhob er sich mit einem fast trägen Flügelschlag. Celine nahm wahr, daß sich hinter ihr die Luft bewegte, drehte den Kopf und wurde noch in der Bewegung vom Flügel getroffen.

Es war ein Hieb, der sie nach vorn und auf den Straßenbelag schmetterte. Der Aufprall war sehr hart. Celine konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Dann rollte sie ein paarmal um die eigene Achse, weil die Straße bergab führte, und prallte gegen ein Hindernis, das sie stoppte.

Celine hob den Blick. Sie wollte sehen, wogegen sie geprallt war.

Es waren die Beine des Echsenköpfigen!

In ihr schien der Faden zu zerreißen, der sie bisher noch auf den Beinen gehalten hatte. Der Lebenswille in Celine wurde ausgelöscht, sie gab auf.

Die Echsenköpfigen stießen fauchende Laute aus, die von aus den Mäulern quellenden Rauchwolken begleitet wurden. Gleichzeitig beugten sie sich nach unten.

Noch einmal riß das Mädchen die Augen auf. Sie sah die schrecklichen Gesichter dicht vor sich, und dann spürte sie die Griffe und Zähne überall am Körper.

Es war das letzte, was sie mitbekam, eine gnädige Ohnmacht hielt sie umfassen.

Aber auch die Bestien wurden aufgeschreckt, denn aus Richtung Tiefencastel näherte sich ein Scheinwerferpaar...

Eigentlich hieß er Carlo Lei, doch man kannte ihn nur unter dem Namen Don Carlo.

Tagsüber leitete er einen Supermarkt, ein gesundes Unternehmen, denn in den Urlaubsorten versorgten sich immer mehr Touristen selbst, und Carlos Markt war so gut sortiert, daß man dort alles finden konnte, was das Urlauberherz begehrte.

Nach Feierabend kam seine große Zeit. Da wurde aus Carlo der Don Carlo oder Liebling der Frauen. Er verstand es ausgezeichnet, die Damen zu unterhalten, wenn sie allein an den Bars der Hotels saßen. Er wußte aber auch interessant zu erzählen, kannte die Gegend, wußte über die Menschen Bescheid und berichtete über Suchaktionen nach abgestürzten und verschütteten Skifahrern, denn Carlo gehörte gleichzeitig noch der Bergrettung an.

Da war ein bekannter Mann. Im Ort ging die Kunde um, daß er die Flaschen, die sein Hund trug und deren Inhalt für die Geretteten bestimmt war, immer selbst leerte.

Doch das hatte noch keiner beweisen können, man munkelte nur.

An diesem Abend hatte Carlo allerdings noch lange zu tun gehabt und mußte schließlich bei Einbruch der Dunkelheit wieder raus. Man verlangte in Bivio nach ihm. Es ging um einen Liefervertrag, und den wollte sich Carlo nicht entgehen lassen.

Wer die Julierstraße kennt, für den ist sie immer eine Herausforderung an sein fahrerisches Können. Und der braunhaarige, hochgewachsene Carlo mit der Hornbrille kannte jede Kurve zwischen Chur und St. Moritz genau.

Mit seinem silberfarbenen 280er jagte er los, schnitt die Kurven und fuhr, als wollte er einen neuen Rekord aufstellen.

Er kam aus Lenzerheide, hatte bald Tiefencastel erreicht und raste mit unverminderter Geschwindigkeit durch das kleine im Tal liegende Örtchen. Danach ging es wieder hoch.

Serpentinen!

Der Mercedes gab sein Bestes. Carlo hinter dem Steuer grinste. So machte ihm das Fahren Spaß.

Nach den Kurven kam eine Gerade, die weiter nach Gunter und Savognin führte. Don Carlo, Liebling der Frauen im mittleren Alter, kitzelte das Gaspedal. Er blendete auf, weil die Straße vor ihm leer war wie die Geldbörse eines armen Autors.

Der Wagen bekam noch mal Schub.

Die Scheinwerfer warfen ihre gleißende Flut auf die Straße. Carlo konnte verhältnismäßig weit sehen. Ruhig saß er hinter dem Lenkrad. Passiert war eigentlich noch nie etwas, nur einmal hätte er fast einen Zusammenstoß mit dem Postbus gehabt, doch das war auf der Nebenstrecke nach Davos gewesen.

Und dann sah Carlo das Hindernis.

Es lag fast mitten auf der Straße, und er bemerkte auch, wie zwei Schatten in die Luft stiegen und blitzschnell verschwanden.

Don Carlo bremste.

Stotternd nur, denn eine Vollbremsung wollte er nicht riskieren. Zweimal jaulten die Reifen trotzdem. Der Fahrer schaffte es, seinen Wagen vor dem Hindernis zum Stehen zu bringen.

Schon längst hatte er erkannt, daß eine Frau auf der Straße lag.

Bewegungslos.

Don Carlo kannte sich aus. Er fuhr den Wagen rechts ran, schaltete die Warnleuchte ein und stieß die Tür auf.

Drei Schritte benötigte er, dann ging er neben der Frau auf die Knie nieder.

Vorsichtig drehte er sie auf den Rücken. »Mein Gott«, flüsterte er nur, als er in das blutüberströmte Gesicht schaute. Und er wußte sofort, daß hier nicht mehr viel zu machen war.

Die Frau lebte noch. Sie öffnete den Mund, denn sie mußte gemerkt haben, daß sich jemand um sie kümmerte. Sie wollte etwas sagen,

und Carlo brachte sein Ohr dicht an ihre Lippen.

»Der—der—Brief. Unter—Pullover!«

Die Worte verstand Carlo sehr deutlich. »Was ist mit dem Brief?« fragte er hastig. Er erhielt keine Antwort mehr. Die Frau war soeben gestorben.

Don Carlo war blaß geworden. Er drückte ihr die Augen zu, faßte unter den Pullover und fand den Brief. Die Adresse war zu erkennen.

Das Schreiben war an eine gewisse Jane Collins adressiert, die in London wohnte. Carlo steckte den Brief ein. Er hatte sich entschlossen, ihn abzuschicken, denn der Brief mußte wichtig sein.

Zuvor mußte er die Kantonspolizei alarmieren. Das nächste Telefon befand sich nicht weit entfernt. Ein guter Bekannter von ihm besaß dicht am Eingang des Dorfes eine Konditorei. Der Mann hieß Rihm, wurde aber nur Sir Archibald genannt.

Den klingelte Carlo vom Fernsehapparat weg.

»Du?« fragte der grauhaarige Sir Archibald und hob überrascht seine Augenbrauen.

»Ja, ich.«

»Was ist los?« Sir Archibald Rihm gab die Tür frei.

»Ich muß unbedingt telefonieren.« Don Carlo berichtete, wie er die Tote gefunden hatte.

»Das ist ja schrecklich.« Der Konditor wurde blaß und rief nach seiner Frau.

Carlo telefonierte inzwischen. Als er auflegte, wurde er mit Fragen bestürmt. Er konnte nur die Schultern heben.

»Dann ist sie vielleicht abgestürzt«, vermutete Sir Archibald und schenkte einen Pflümli-Schnaps ein.

»Nein.«

»Wieso nicht?«

Carlo nahm das Glas und leerte es mit einem Zug. »Ich habe viele Menschen gesehen, die verschüttet gewesen oder abgestürzt sind.

Die sahen anders aus.«

»Und die Frau hier?« fragte Rihm.

»Tja, wie soll ich sagen?« Carlo hob die Schultern und hielt sein Glas hin und bekam nachgeschenkt. »Also diese Frau kam mir vor, als wäre sie von einem wilden Tier zerrissen worden. Ja, wirklich, von einem wilden Tier.«

Die Rihms starrten ihn aus großen, ungläubigen Augen an. Don Carlo leerte auch das zweite Glas auf ex.

Glenda Perkins sah ich, meinen Bewacher allerdings nicht. Er mußte im toten Winkel der Tür gelauert haben.

Meine Sekretärin stand allein vor der Bar. Den Wirt sah ich im Hintergrund. Er sagte kein Wort und verschwamm praktisch mit der Dunkelheit.

Ich schluckte. »Wenn das keine Überraschung ist, dann will ich nie mehr Geister jagen.«

»Es tut mir leid«, sagte Glenda.

»Und ihr Klassentreffen?« fragte ich.

»Das gibt es nicht.«

»Aber Sie haben es mir erzählt.«

»Natürlich und dafür entschuldige ich mich auch. Ich mußte Sie ja irgendwie hierher bekommen.«

»In die Falle locken, meinen Sie.«

Da schüttelte Glenda hastig den Kopf. »Nein, John, so ist das nicht. Da will nur jemand mit Ihnen reden.«

»Der hat mir soeben eine Kanone in die Seite gepreßt.«

»Das war nicht abgemacht.«

Ich lächelte. Mein Zorn war schon verflogen. »Wer ist es denn?« erkundigte ich mich.

»Er heißt Pykka.«

»Kenne ich nicht.«

»Ein Druide.«

Oh. Jetzt wurde es interessant. Damit hatte ich wirklich nicht gerechnet.

»Wirklich ein Druide? Wie kommen Sie an ihn, Glenda?«

»Er hat sich bei mir gemeldet und wollte mit Ihnen reden. Ich sagte ihm, er solle in Ihr Büro kommen, aber das wollte er nicht. Er hatte einen anderen Plan, dem ich schließlich zustimmte, als es ihm gelang, mich zu überreden.«

»Und jetzt steht er hinter mir?«

»Ja.«

Ich sah keinen Grund mehr, weiterhin starr auf dem Fleck zu stehen, und drehte den Kopf.

Verdammt, ich sah ihn nicht, aber der Druck an meiner Hüfte verschwand plötzlich. Einen Lidschlag später geriet Pykka in mein Sichtfeld. Der Druide war wirklich lustig anzusehen, doch ich hütete mich, ihn zu unterschätzen. Auch Myxin, der Magier, war klein. Dieser hier erreichte ihn an Größe allerdings nicht. Pykka war von zwerghaftem Wuchs, hatte lange Arme und einen übergroßen Kopf. Die Kleidung hatte er sicherlich irgendwo gefunden, denn so sah sie aus. Die Waffe hielt er noch immer fest, allerdings senkte er jetzt den Lauf, so daß er zu Boden wies.

»Stecken Sie die Puste lieber gleich weg«, wies ich ihn an.

Er legte den Kopf schief. »Dann wollen Sie mit mir reden, Geisterjäger?«

»Wenn ich schon mal hier bin.«

Glenda fragte: »Sie machen mir auch keine Vorwürfe, John, daß ich Sie an der Nase herumgeführt habe?«

»Warum sollte ich?«

»Dann ist es gut.«

»Wir könnten uns setzen«, schlug ich vor. »Im Stehen rede ich nicht so gern.«

Glenda und Pykka folgten der Aufforderung. An einem Tisch nahmen wir Platz. Endlich traute sich auch der Wirt wieder hervor und fragte, was wir trinken wollten. Ich nahm ein Bier. Glenda ebenfalls, nur Pykka trank nichts.

Glenda bat um eine Zigarette. Ich gab ihr eine und steckte mir auch ein Stäbchen an. »Nun komm mal zur Sache, Druiden«, sagte ich und schaute ihn scharf an.

Er nickte. »Normalerweise müßten wir Feinde sein«, erklärte er. »Aber gewisse Umstände zwingen mich dazu, mit dir zu reden und eine Art Waffenstillstand zu schließen.«

Er spielte mit seinen Fingern, bevor er weitersprach. Dann berichtete er von der Seelenburg und was ihm widerfahren war. Daß er die Burg in der Schweiz besetzt gehalten, doch nicht gewußt hatte, daß diese Burg ein Refugium des Spuks gewesen war. Man wollte ihn töten. Maddox hatte schon das Urteil gesprochen, doch er war entkommen.

»Sie haben mich noch nicht erwischt«, erklärte er mir. »Und ich hoffe auch, daß es so bleibt.«

»Aber sie machen Jagd auf dich.«

»Das steht fest.«

»Und was soll ich bei der Sache tun?«

Seine großen Augen rollten plötzlich in den Höhlen. Ich sah sie feuerrot leuchten. Der Wirt, der die Getränke brachte, erschrak, als er den Druiden sah.

»Fahr hin, Geisterjäger. Vielleicht bekommst du die Chance, den Spuk zu vernichten.«

»Ist die Burg denn leer?«

»Weiß ich nicht. Es ist einige Wochen her, seit ich sie verlassen habe.«

»Und wo kann ich sie finden?«

Der Druiden nannte mir die in der Nähe liegenden Ortschaften.

In der Schweiz hatte ich schon Urlaub gemacht und kannte mich einigermaßen aus.

Pykka blickte mich gespannt an. Ich trank einen Schluck von meinem Bier.

»Wirst du fahren, Geisterjäger?«

»Das ist durchaus möglich.«

»Dann war mein Besuch doch nicht umsonst«, stöhnte er.

Ich mußte grinsen. »Raffiniert reingelegt habt ihr mich trotzdem«, sagte ich.

Glenda legte mir ihre Hand auf den Arm. »Wie kann ich das wieder gutmachen?« fragte sie.

»Darüber reden wir später.«

Sie wurde doch leicht rot. Ich dachte darüber nach, ob ich mir eine Reise erlauben konnte, doch momentan lag hier in London kein Fall an. Und Sir James Powell, Superintendent und mein Chef, würde mir sicherlich die Zustimmung geben. Schließlich war der Spuk ein Gegner, den man einfach bekämpfen und wenn es ging, auch vernichten mußte. Er war der Herr im Reich der Schatten. Wenn ich dann Maddox als Beigabe kriegen könnte, wäre das gar nicht so verkehrt.

»Willst du allein fahren?« fragte mich der Druide.

»Vielleicht nehme ich Suko mit.«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Und du?«

Der Druide lächelte und schien noch kleiner zu werden. Er konnte ohnehin kaum über den Tisch schauen. »Ich werde mich irgendwo verkriechen, wenn es geht.«

»Nicht in der Nähe der Burg?«

»Nein, nein, da würden sie mich sofort aufspüren. Das kann ich nicht riskieren.«

Ich winkte den Wirt heran, um zu zahlen. Eigentlich war alles

gesagt. Mit weiteren Informationen konnte mir Pykka nicht dienen. Der Wirt erschien, ich beglich die Rechnung, und wir standen auf. Zuerst schob sich Pykka vom Tisch weg, Glenda folgte, ich machte den Schluß. Pykka und Glenda schritten bereits auf den Vorhang zu, als dieser zur Seite gerissen wurde. Die beiden Gestalten sahen wir gleichzeitig.

Es waren echsenköpfige Wesen mit menschlichen Unterkörpern, und in den Händen hielten sie flammende Lanzen...

Wir drei wurden völlig überrascht.

Bevor ich jedoch meine Beretta aus der Manteltasche ziehen konnte, reagierte der erste Eindringling und schleuderte seine feurige Lanze. Ein brennender Schweif raste auf Pykka zu, der wie erstarrt auf dem Fleck stand und nicht wegkam. Als er es dann versuchte, war es schon zu spät.

Die Lanze traf voll.

Pykka wurde zurückgeschleudert, fiel gegen den Tisch, hob die Arme und krallte beide Hände um den aus der Brust ragenden Schaft. Aus seinem aufgerissenen Mund drangen ächzende Laute. Er brach in die Knie und fiel zu Boden.

Ich hörte das Zischen und verzog das Gesicht. Das zweite Monster hatte bereits den Arm gehoben. Es wollte seine Waffe ebenfalls auf die Reise schicken, und sein Ziel war entweder Glenda Perkins oder ich. Mit einem wuchtigen Stoß fegte ich Glenda von den Beinen. Ich mußte so hart reagieren, wenn ich ihr Leben retten wollte. Sie fiel auf zwei Stühle, und der Wirt begann zu schreien.

Die Lanze aber wurde nicht geworfen. Im letzten Augenblick hatte der Höllenbote innegehalten.

Statt dessen drehte er seinen Körper und suchte mich als Ziel aus.

Da kam er genau an den richtigen. Ich hatte meine Beretta endlich aus der Manteltasche und schoß praktisch aus der Hüfte. Verfehlen

konnte ich das Wesen nicht, dafür stand es mir zu nahe.

Schräg hieb die geweihte Silberkugel in den Echsenkopf. Die Folgen waren für das Monster verheerend. Sein rechter Arm mit der langen, krallenbewehrten Hand blieb in der Luft hängen, dann wurde der häßliche Schädel buchstäblich zerrissen, und graugrüne Wolken quollen ätzend daraus hervor.

Das war geschafft.

Sofort wandte ich mich dem zweiten Monster zu. Das stellte es schlauer an. Es war schon unterwegs. Ich kam nicht mehr rechtzeitig weg und kassierte einen Schlag gegen den rechten Arm, der ihn fast lähmte und mich um die eigene Achse riß.

Das Wesen hätte jetzt die Chance gehabt, sich auf mich zu werfen, doch es dachte nur an seine Feuerlanze. Mit einem Griff riß es die Waffe aus der Brust des toten Druiden und fuhr herum.

Ich duckte mich und sprang gleichzeitig zur Seite. Zum Glück hatten Glenda und der Wirt hinter der Theke Deckung gefunden und befanden sich in relativer Sicherheit.

Ich schnappte mir die zweite Lanze, bevor das Monster zustoßen konnte.

Dann schleuderte ich sie. Allerdings mit dem linken Arm. Ich bin Rechtshänder, und die gefährliche Waffe fuhr am Körper des Echsenköpfigen vorbei. Zwischen zwei Fenstern traf sie die Wand, prallte ab und blieb schräg auf einem Tisch liegen.

Mist.

Mein Gegner ließ es nicht zu, daß ich die Beretta von der rechten in die linke Hand wechselte. Die Zeit gab er mir nicht. Ich brachte mich mit einem gewaltigen Sprung in Sicherheit, fiel zwischen Stühle, warf sie um und riß auch einen Tisch mit, der mir Sekunden später als Deckung diente.

Sicherheitshalber rutschte ich ein Stück zurück. Das war mein Glück, denn die mit Wucht geschleuderte Feuerlanze bohrte sich

zwar in die Tischplatte, aber sie fräste auch hindurch und hätte mich noch getroffen, wenn ich auf der Stelle geblieben wäre.

Ich schrie auf.

Es war eine List, auf die der Höllenbote hoffentlich hereinfallen würde.

Ein triumphierendes Fauchen drang an meine Ohren. Dann kam er selbst, umrundete den Tisch, hielt die zweite Lanze, die er aufgehoben hatte, wufbereit und schaute genau in die Pistolenmündung der Beretta.

Mein Schuß übertönte seinen Schrei.

Das geweihte Silbergeschoß riß ihn förmlich von den Beinen. Er schlug hart auf, warf sich ein paarmal hin und her, und aus seiner Brust drang der graugrüne, nach Schwefel stinkende Rauch.

Er war geschafft.

Ich erhob mich. In meinen rechten Arm kehrte allmählich das Gefühl zurück. Ich konnte ihn wieder normal bewegen.

Hinter der Bar sah ich die blassen Gesichter von Glenda und dem Wirt.

Ich nickte beiden zu. »Es ist vorbei, ihr könnt vorkommen.«

Sicherheitshalber schaute ich hinter dem Vorhang nach, doch kein weiteres Monster hielt sich dort auf. Die beiden hatten keine Verstärkung mitgebracht.

Dann öffnete ich zwei Fenster. Kühlere Luft, mit Nebel vermischt, drang in den Schankraum. Der Wirt jammerte nach der Polizei. Er tat es so lange, bis ich ihm meinen Ausweis zeigte. Da wurde er ruhig.

»Und Sie werden über diesen Vorfall schweigen«, sagte ich ihm.

Er nickte heftig.

Glenda stand neben dem toten Druiden. »Eigentlich war er mir sympathisch«, sagte sie.

Ich hob die Schultern. »Er suchte Verbündete, aber glauben Sie nur nicht, daß er ein Freund der Menschen geworden wäre. Er ist ein

Dämon. Sehen Sie.« Ich deutete auf die Wunde in der Brust. Grünes Blut quoll daraus hervor.

»Myxin ist doch auch kein Mensch«, verteidigte Glenda ihre Meinung.

»Er ist eben die Ausnahme von der Regel.«

Von den beiden Monstern war nichts übriggeblieben. Sie hatten sich völlig aufgelöst. Auch von dem Druiden blieb nur eine dicke, grüne Flüssigkeit zurück.

»Und jetzt fahren Sie in die Schweiz?« fragte mich Glenda.

»Noch nicht. Erst einmal bringe ich Sie nach Hause, dann muß ich mit Suko und dem Alten reden.«

Ich sprach noch einmal mit dem Wirt und schärfte ihm abermals ein, daß er über diese Vorgänge den Mund zu halten hatte.

Er versprach es mir hoch und heilig.

Glenda und ich verließen das Restaurant. Auch auf der Straße schaute ich mich nach eventuellen Gegnern um, sah außer Nebel jedoch nichts.

Ein Wagen fuhr langsam am Lokal vorbei. Wie ein gigantischer Schatten verschwand er im Grau des Nebels.

Meinen Bentley hatte niemand angerührt. Ich startete und rollte langsam an. Glenda war ziemlich schweigsam. Wahrscheinlich hatte sie ein schlechtes Gewissen.

Ich beruhigte sie, aber sie wollte nicht hören. »Ich hätte das nicht so machen dürfen. Mir ist völlig schleierhaft, was da in mich gefahren ist.«

»Vielleicht hat der Druide Sie beeinflusst.«

Glenda staunte. »Glauben Sie das wirklich?«

»Ja.« Bei dieser Antwort log ich nicht einmal. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß der Druide seine Kräfte eingesetzt hatte, um Glenda in seine geistige Gewalt zu bringen.

Eine Stunde später hatten wir ihre Wohnung erreicht. Glenda zeigte

sich sehr besorgt und gab mir zahlreiche Ratschläge mit auf den Weg. Ich bedankte mich lächelnd.

Dann fuhr ich zum Yard. Als ich meinem Vorgesetzten, Sir James, gegenüber saß, war es schon Abend.

»Kommen Sie auch noch mal?« fragte er.

»Wieso?«

»Sie und Ihre Sekretärin sind doch früher gegangen. Ich hatte noch eine wichtige Arbeit für Miss Perkins.«

»Wobei ich der Meinung bin, Sir, daß Miss Perkins mir einen größeren Gefallen getan hat.«

Sir James horchte auf. Die Augen hinter den dicken Brillengläsern funkelten. »Sie haben Sie doch nicht etwa...?«

»Um Himmels willen, Sir. Was denken Sie von mir!« Dann berichtete ich, was wirklich vorgefallen war. Mein Chef hörte genau zu.

»Schätze, es ist gut, wenn Sie in die Schweiz fliegen. Wir müssen jede Chance nutzen.«

Der Meinung war ich auch. Der Superintendent hatte auch nichts dagegen, daß ich Suko mitnahm, denn der Spuk war als Gegner wirklich nicht zu unterschätzen.

Sie trug noch den Tennisdreß, hatte aber einen leichten Strickmantel darüber geworfen. Das Haar war hochgebunden und wurde von einem knallroten Band gehalten.

Zwei Einladungen an die Bar des Clubhauses hatte sie abgelehnt, weil sie an diesem Abend gern allein sein wollte, um endlich ein paar Blicke in bisher noch nicht gelesene Bücher zu werfen. Ansonsten wollte sie früh zu Bett gehen, denn am nächsten Morgen hatte sie eine Verabredung mit einem Klienten.

Ihr Name: Jane Collins.

Beruf: Privatdetektivin.

Der VW mit dem hochgezüchteten Motor fand in der Tiefgarage seinen Platz, und als Jane ihre Wohnung betrat, stellte sie sich erst unter die Dusche. Das Spiel hatte sie gefordert, und sie ärgerte sich, verloren zu haben. Doch dem Partner hatte sie jetzt schon bittere Revanche geschworen.

Im Hausmantel verließ Jane den Duschraum und sah erst jetzt wieder die Post, die sie mit hochgebracht hatte. Sie nahm die Briefe, mixte einen leichten Longdrink und schaute die Schreiben durch.

Zwei Rechnungen, eine Ansichtskarte, Reklamesendungen und ein Brief aus der Schweiz.

Jane überlegte. Sie schaute auf den Absender und las den Namen Celine Wald.

Falten bildeten sich auf Janes Stirn. Celine — ja, irgendwo hatte sie den Namen bereits gehört, und da fiel es ihr auch schon ein.

Tunesien, der Strand, die Urlaubsbekannntschaft, die Spaziergänge durch die Basare. Da war Celine immer mitgegangen. Sie hatten sich beim Abschied auch versprochen, in Verbindung zu bleiben, aber man vergaß einander sehr schnell.

Jane hatte ein richtig schlechtes Gewissen, als sie den Öffner nahm und das Kuvert aufschlitzte.

Es war ein langer Brief. Über sechs Seiten zog er sich hin. Celine Wald mußte ihn in großer Eile geschrieben haben, denn manchmal fehlten Buchstaben oder ganze Wörter. Aber der Brief selbst hatte die Brisanz einer Bombe, und Jane Collins las ihn zweimal. Wenn das stimmte, was Celine da geschrieben hatte, dann geschah im Kanton Graubünden eine ungeheure Schweinerei. Wie mit einem Meißel geschlagen, so hatte sich ein Name in Janes Gehirn festgesetzt.

Gordon Schreiber.

Gehört hatte sie den Namen schon, denn der Konzern verkaufte Milchprodukte. Das fing bei der Kuhmilch an, ging über den Käse

bis hin zum Joghurt.

Diesem Brief nach zu urteilen, sollte Schreiber der Mann sein, der einem so schlimmen Hobby frönte.

Schwarze Messen!

Das war nicht nur etwas für Jane Collins, sondern auch für John Sinclair.

Sie versuchte ihn zu erreichen, doch bei John hob niemand ab.

Er war nicht da. Sie fand ihn auch nicht im Büro. Die Telefonistin an der Anmeldung erklärte ihr, daß John zusammen mit seiner Sekretärin das Haus verlassen habe.

»Danke.« Jane legte auf und spürte einen kleinen Stich. Nicht, daß sie etwas gegen Glenda Perkins gehabt hätte, aber die schwarzhaarige Person war sehr attraktiv und konnte einen Mann schon leicht einwickeln.

In den nächsten Minuten entfachte Jane eine fieberhafte Aktivität. Sie rief am Flughafen an und erkundigte sich nach dem nächsten Flug in Richtung Zürich.

Da war erst einmal nichts zu machen, wegen des Nebels. Gegen Abend jedoch sollte die Nachmittagsmaschine starten, vorausgesetzt, der Nebel hatte sich aufgelöst.

Jane buchte einen Platz.

Sie packte das Nötigste zusammen, rief noch einmal bei John Sinclair an, bekam aber keine Verbindung, und auch Suko wußte nicht, wo er steckte.

Da bestellte sie ein Taxi und ließ sich zum Flughafen bringen. Für die Strecke brauchte der Fahrer fast die dreifache Zeit wie bei normalem Wetter.

Jane mußte warten. Zusammen mit anderen Passagieren, die trübe auf das Rollfeld schauten, wo nach wie vor der Nebel lag. Aber die Schlieren waren dünner geworden, und es gab ein paar freie Flecke. Kurz vor zwanzig Uhr wurde der Flug aufgerufen.

Wenig später befand sich Jane in der Luft. Die Detektivin hatte gute Nerven. Sie schloß die Augen und schlief ein. Sie wurde wach, als sie sich über dem Schweizer Luftraum befanden.

Jane bestellte sich noch einen Saft und hatte das Glas kaum geleert, als sich die Passagiere bereits anschnallen mußten. Unter der Maschine funkelten die Lichter von Zürich und dessen Flughafen Kloten.

Butterweich landete der Jet.

Die Paßkontrollen liefen normal ab. In der Nacht wollte Jane nicht mehr weiter. In Bahnhofsnähe nahm sie sich ein Hotelzimmer, aß eine Kleinigkeit und legte sich dann hin.

Wieder schlief sie fest. Am anderen Morgen war sie früh auf den Beinen.

Gern hatte sie noch einen Bummel über die Bahnhofstraße hinunter zum See gemacht, doch die Zeit drängte. Sie besorgte sich einen Leihwagen und frühstückte dann.

Anschließend fuhr sie ab.

Der grüne Golf war für sie genau richtig. In Zürich begann die Autobahn nach Chur. Links lag der See. Eine graue Fläche. Grau wie auch der Himmel.

Jane Collins sah die ersten Berge. Sie waren noch nicht sehr hoch und stark bewaldet. Doch die Wolken hingen tief und verdeckten die Spitzen.

Der Walensee, an dessen Ufer sie entlang kurvte, war wie leergefegt.

Kein buntes Segel bildete auch nur einen Farbtupfer.

Dicht an der Liechtensteiner Grenze fuhr sie weiter Richtung Chur, konnte vor dem Ort die Umgehung benutzen und sah schon die Schilder, die Richtung Lenzerheide und St. Moritz wiesen.

Das war die Julierstraße.

Jane fuhr die Strecke zum ersten Mal, war dementsprechend

vorsichtig und wurde sogar vom Postbus überholt. Dann nahm auch sie die ersten Kurven. Und sie mußte erkennen, daß sie verdammt eng waren.

Jane kurbelte und kurbelte. Fast glaubte sie, einen Drehwurm zu bekommen. Wenn sie einen Blick nach links warf, sah sie die alte Kaiserstadt Chur unter sich liegen. Einige Bergspitzen lugten bereits hinter den Wolken hervor. Das Wetter wurde besser.

Jane Collins durchfuhr Orte wie Malix, Churwalden und Lenzerheide.

Dort fielen ein paar schüchterne Sonnenstrahlen schräg auf einen Berggipfel zu, wo eine kleine Seilbahn hinaufführte.

Eine wunderschöne Urlaubsgegend, aber Jane war gekommen, um zu arbeiten. Sie beneidete die Menschen, die in derber Wanderkleidung losmarschierten und die Wege nahmen, die hinauf in die Berge führten.

Dann ging es wieder talwärts. Hinein nach Tiefencastel. Und schließlich erreichte Jane den kleinen Ort Gunter, von dem Celine in ihrem Brief geschrieben hatte.

Ganz in der Nähe mußte auch die Burg liegen. Jane drosselte die Geschwindigkeit und rollte langsam in Gunter ein. Es war ein sehr malerisches Örtchen, vor allen Dingen nicht so auf Tourismus eingerichtet, sondern noch urwüchsig. Ski total gab es erst ein paar Kilometer weiter in Savognin.

Der Ort hatte praktisch nur eine Straße. Rechts und links der Straße gruppierten sich die Häuser. Jane sah auch an den grünen, saftigen Hängen einige Hotels und Pensionen stehen.

Nur die Burg entdeckte sie nicht.

Sie fuhr bis zur Bushaltestelle, wo sie ihren Wagen abstellte. Jane stieg aus und atmete die kühle frische Bergluft ein. Sie hatte beschlossen, sich den Ort ein wenig anzusehen, schlenderte über die Straße und sah die Kirche von Gunter. Nicht weit entfernt war der

Friedhof.

Dort hatten sich einige Menschen versammelt. Es fand eine Beerdigung statt.

Jane schritt durch das kleine Tor, sah die ersten gepflegten Gräber und die sorgfältig geharkten Wege. Sie hörte die Worte des Priesters, der von Tod, Vergänglichkeit, aber auch von ewigem Leben sprach. Er bemühte sich, nicht im Dialekt zu reden, so daß Jane das meiste verstand, was er sagte.

Es waren nur wenige Menschen anwesend, was Jane Collins an sich wunderte, denn wenn jemand aus dem Ort starb, nahmen normalerweise alle an der Beerdigung teil.

Jane war schon vorher der schwere dunkelblaue Mercedes aufgefallen, der in der Nähe der Friedhofsmauer stand. Sie hatte das Kennzeichen nicht gesehen, rechnete jedoch damit, keinen Einheimischen vor sich zu haben.

Ihr Blick glitt über die Trauergemeinde.

Ein breitschultriger Mann fiel ihr auf, der dichtes dunkelbraunes Haar hatte, ein sonnenbraunes Gesicht und jettschwarze Augen. Der Mann hatte die Lippen fest zusammengepreßt, und Jane sah seinen Blick plötzlich auf sich gerichtet.

Sie schauderte. Wer war dieser Mann?

Die Detektivin ging ein paar Schritte zur Seite, so daß sie sich außerhalb des Blickwinkels befand.

Neben einem hochgewachsenen Mann blieb sie stehen, der eine Hornbrille trug und auf den Sarg starrte, der soeben in die Erde gelassen wurde. Der Mann war bleich. Hin und wieder zuckten seine Wangenknochen.

Jane beschloß, ihn anzusprechen.

»Kannten Sie den Toten?« erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

Der Mann drehte den Kopf. »Es ist eine Tote.«

»Aus dem Dorf?«

»Nein, Fräulein, eine Fremde.«

»Und wie hat sie geheißen?« Janes Stimme zitterte ein wenig.

»Wald, Celine Wald, glaube ich...«

Jane Collins hatte das Gefühl, im Boden versinken zu müssen.

Sekundenlang schloß sie die Augen, und alles Blut wich aus ihrem Gesicht. »Sind Sie sicher?«

»Ja, ich habe Sie doch selbst gefunden.«

Jane nickte.

»Celine war eine Bekannte von mir.«

»Das tut mir leid. Sind sie extra zur Beerdigung hergekommen?«
fragte der Mann.

»Nein, sie hatte mir geschrieben.«

»Dann sind Sie Jane Collins?«

»Das stimmt.« Überrascht schaute die Detektivin den Fremden an.
Nie hätte sie vermutet, daß man hier ihren Namen kennen würde.

»Woher wissen Sie das?«

»Es ist eine traurige Geschichte, Fräulein Collins. Wir könnten uns
gleich bei einer Tasse Kaffee zusammensetzen. Ich habe Ihnen da
wohl einiges zu erzählen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Ich heiße übrigens Carlo Lei.«

»Meinen Namen kennen Sie ja.«

Dann schwiegen beide, um die Beerdigung nicht mehr zu stören.
Jane bekam wohl noch mit, wie der andere Fremde mit hastigen
Schritten davonging, und die Detektivin glaubte, um seinen Mund ein
spöttisches Lächeln zu sehen. Sie stieß Carlo Lei an und deutete über
ihre Schultern. »Kennen Sie den Mann, Herr Lei?«

Carlo schaute hin und schüttelte den Kopf. »Den kenne ich nicht.
Aber ich bin auch nicht von hier.«

Wenig später war ein Automotor zu hören. Der schwere Mercedes
schoß davon. Jane stellte sich auf die Zehenspitzen. So konnte sie

über die Mauer hinwegschauen. Der Wagen fuhr bis zum Dorfende und verschwand. Wenig später konnte Jane ihn jedoch wieder sehen. Er rollte eine Serpentinestraße hoch. War das Ziel des Fahrers vielleicht die Burg?

Jane fragte Carlo Lei nach der Burg.

»Ja, die gibt es. Allerdings war ich noch nie dort. Ich habe gehört, daß sich da ein sehr reicher Mann eingenistet hat.«

»Bei ihm hat Celine Wald gearbeitet.«

»Das hat die Polizei auch festgestellt.«

»Und sonst nichts?«

»Nein! Soviel ich weiß.«

Wenig später löste sich die Beerdigung auf. Jane fröstelte, als sie neben Carlo Lei zurück in den Ort ging. Der Mann lenkte seine Schritte auf eine kleine Konditorei zu. »Hier gibt es den besten Kaffee. Der Besitzer wird auch Sir Archibald genannt.«

»Er heißt doch Rihm«, sagte Jane. Sie hatte das Schild gesehen.

»Spitznamen hat hier jeder.«

Eine Glocke läutete, als sie das kleine Café betraten. Sir Archibald selbst stand hinter der Theke und schaute voller Stolz auf seine selbst gefertigten Pralinen, die nicht nur ein Gaumen-, sondern auch ein Augenschmaus waren.

Er begrüßte Jane und auch Carlo. Der Leiter des Supermarkts stellte Jane als eine Freundin von Celine Wald vor.

»Darf ich Ihnen mein Beileid aussprechen?« murmelte der Zuckerbäcker.

»Danke.«

»Jetzt wollen wir uns erst einmal stärken«, schlug Carlo Lei vor und deutete auf einen runden Tisch. »Bitte nehmen Sie Platz.«

Carlo bestellte Kaffee. Jane nahm auch noch ein Stück Kuchen dazu.

Bei einer Zigarette begann Carlo zu reden. Er erzählte, wie er die

Tote gefunden hatte. »Sie konnte nur noch sagen, daß der Brief abgeschickt werden soll, dann starb sie. Es war schrecklich.«

Die Detektivin nickte. »Sagen Sie, Herr Lei, Sie haben vorhin von zwei Schatten gesprochen, die hochstiegen. Können Sie da ein wenig konkreter werden?«

»Nein, es waren nur Schatten, mehr nicht.«

»Könnten das die Mörder gewesen sein.«

»Mörder?« Carlo Lei machte ein zweifelndes Gesicht.

»Ja.«

»Aber die Polizei glaubt an einen Unfall.«

Jane verzog die Lippen und nahm einen Schluck Kaffee. »Glauben Sie auch an einen Unfall?«

Carlo senkte den Blick. Er streifte Asche von der Zigarette ab. »Wenn ich ehrlich sein soll, nicht. Ich habe schon zahlreiche Tote geborgen, die abgestürzt sind oder von einer Lawine begraben wurden. So wie die Frau sah niemand aus.«

»Können Sie die Tote genauer beschreiben?« fragte Jane.

Carlo hob den Blick und drehte sich dann um, wobei er auf Sir Archibald deutete. »Er hat sie auch gesehen. Schrecklich, kann ich Ihnen sagen. Wirklich.«

»Bitte, sprechen Sie.«

»Man konnte das Gefühl haben, daß die Frau vor ihrem Tod einem Raubtier begegnet war und mit ihm gekämpft hatte. Muß ich noch deutlicher werden?«

»Nein, das brauchen Sie nicht.« Jane dachte wieder an die Schatten, die verschwunden waren, als das Scheinwerferlicht sie traf. Riesig sollten sie gewesen sein.

Waren das die Mörder?

»Was wollen Sie jetzt machen?« fragte Carlo Lei. »Wieder zurück nach London fahren?«

»Später«, erwiderte Jane. »Erst einmal will ich hoch zur Burg.

Sicherlich gibt es noch einige Dinge zu regeln, denn Celine hatte keine Angehörigen.«

»Ich kann Sie begleiten«, bot Carlo sich an.

Sir Archibald, der die Worte gehört hatte, grinste hinter seiner Ladentheke.

»Nein, danke. Das ist zwar sehr nett von Ihnen, aber ich komme schon allein zurecht.«

»Dann erlauben Sie mir, daß ich Ihren Kaffee und das Stück Kuchen bezahle, Fräulein Collins?«

»Gern.«

Vor der Tür verabschiedete sich Carlo Lei. »Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, rufen Sie mich an. Hier ist meine Karte.« Er reichte sie ihr.

»Ich wohne in Lenzerheide.«

»Danke sehr.«

Jane ging zu ihrem Wagen.

Carlo verfolgte sie mit Blicken und lächelte.

Inzwischen hatte Jane den Parkplatz erreicht, setzte sich in den Leihgolf und startete.

Die Detektivin hatte sich gemerkt wo ungefähr der 450er Mercedes hingefahren war.

Den Weg nahm sie auch.

Sie fand die in die Berge führende Straße auf Anhieb und rollte langsam die Serpentine hoch. Sie warf des öfteren einen Blick aus dem Fenster.

Leider war die Burg nicht zu sehen. Schließlich war sie so hoch, daß sie schon fast den ersten Schnee mit der Hand greifen konnte. Abseits der Straße stand ein aus Steinen errichtetes Bauernhaus. Eine ältere Frau schaute aus der Tür und blickte Jane fragend an, als die auf sie zuging.

Die Detektivin erkundigte sich nach der Burg.

Es war für sie schwer, die Antwort zu verstehen. Schließlich bekam sie soviel heraus, daß sie wieder zurück mußte. Sie war zu weit gefahren.

Jane bedankte sich, warf noch einen Blick über die majestätische Bergwelt und fuhr wieder zurück. Auf einen schmalen Weg sollte sie achtgeben.

Jane tat es.

Und sie entdeckte ihn. Er war wirklich nur schwer zu erkennen. Sie betätigte den Blinker und lenkte den Golf hinein, links wuchsen Felsen hoch, rechts ging es in die Hefe. Überall hatten Bäume ihr starkes Wurzelwerk in die Felsen gekrallt und bildeten einen natürlichen Schutz.

Auch dieser Weg schlängelte sich voran, wurde mal schmaler, dann wieder breiter. Manchmal kratzten auch Zweige über das Wagendach, und dann mündete der Weg auf einen breiten Felsvorsprung, der schon einem Plateau glich.

Dort stand auch die Burg.

Eine gewaltige Festung, die sicherlich manchen Stürmen getrotzt hatte.

Die Burg schien mit dem Berg verwachsen zu sein.

Es gab mehrere Trakte, und die Mauern waren mehr als dick.

Auf jeden Fall bot sie ein imposantes Bild. Ein Stück Historie, das da vor Janes Augen lag.

Der Felsvorsprung war zu einem Parkplatz umfunktioniert worden.

Zahlreiche Wagen standen dort. Zumeist Fahrzeuge der oberen Klasse, versehen mit deutschen und Schweizer Nummernschildern. Der kleine Golf sah direkt schäbig aus, als Jane ihn neben einem BMW der 700er Klasse abstellte. Sie entdeckte auch den blauen 450er. Er stand etwas abseits.

Die Detektivin stieg aus und schritt auf das große Tor zu. Die Burg hatte keinen Vorhof und auch keine Türme. Sie bestand zwar aus

mehreren Trakten, doch die sahen so aus oder gingen so ineinander über, daß sie wie aus einem Teil gegossen wirkten.

Oberhalb der Burg spielte der Wind mit den Zweigen der Nadelbäume, die am Fels ein karges Dasein fristeten.

Zahlreiche Fenster unterbrachen das Mauerwerk. Jane glaubte, hinter einigen Scheiben Licht zu sehen, konnte sich auch irren, denn die Scheiben schienen ihr ziemlich dick zu sein. Ein wenig Herzklopfen hatte sie schon, als sie auf die Treppe zuschritt, die zum großen Eingangsportal hochführte. Sie mußte wieder an den Brief der Toten denken und daran, daß zahlreiche Wagen vor der Tür parkten. Der Burgherr hatte also Besuch. Feierte er vielleicht eine schwarze Messe?

Oder wollte er sie noch feiern?

Jane holte tief Luft. Ich hätte doch John noch anrufen sollen, dachte sie und klammerte die Hand unter den Boden der Tasche, wo sie das Gewicht der Astra durch das Leder fühlte. Die Waffe war mit geweihten Kugeln geladen.

Um ihren Hals hatte sich Jane ein kleines, geweihtes Kreuz gehängt. Bis auf Suko waren alle Mitglieder des Sinclair-Teams mit geweihten Kreuzen ausgerüstet. Pater Ignatius, der auch die Silberkugeln drehte, hatte sie in dem Kloster in Schottland hergestellt.

Eine Klingel fand Jane nicht, dafür aber einen stilechten Klopfer. Sie hämmerte gegen das Holz der Tür und hörte die Schläge im Innern des Schlosses widerhallen.

Rasch wurde geöffnet.

Ein Diener schaute Jane an. Er hatte ein Halbglatze, dafür jedoch Koteletten, die fast bis zu den Mundwinkeln reichten. Das verbliebene Haar zeigte eine pechschwarze Farbe. Auf den Wangen schimmerten bläuliche Bartschatten. Der Butler trug eine schwarze Hose, ein weißes Hemd und eine gestreifte Weste.

»Sie wünschen?« fragte er.

»Ich hätte gern Gordon Schreiber gesprochen.«

»Sind Sie angemeldet?« Der Satz klang einstudiert. Er wurde runtergeleiert.

»Nein.«

»Dann kann ich leider nichts für Sie tun, Gnädigste.« Der Mann wollte die Tür zudrücken.

Doch da war Janes Fuß, den sie in den Spalt geschoben hatte, und mit honigsüßer Stimme sagte sie: »Ich bin übrigens eine Bekannte von Celine Wald. Sagen Sie das Ihrem Brötchengeber.«

Der Diener überlegte einen Moment, dann nickte er. »Es ist gut, warten Sie in der Halle.«

Jane durfte eintreten. Draußen war es schon seltsam ruhig gewesen, doch im Innern der Burg konnte man die Stille als nahezu unheimlich bezeichnen. Als die Schritte des Dieners verklungen waren, hörte man keinen Laut mehr.

Jane fröstelte. Bereits nach dem ersten Eindruck mochte sie diese Burg nicht. Nein, die lebte nicht, die war irgendwie anders als normale Schlösser oder Burgen. An den Wänden der Halle hingen düstere Gemälde. Jane stand auf einem Steinboden, wo kein Stäubchen lag. Die schweren Sitzmöbel waren aus Eiche, und Jane erkannte, daß es keine echten Antiquitäten waren, sondern nachgeahmte. Schreiber hatte sie herstellen lassen.

Der Diener kam zurück. Jane hörte nur das Tappen der Schritte, dann tauchte der Mann aus dem Dämmer auf.

»Herr Schreiber läßt bitten«, sagte er. »Bitte folgen Sie mir, Gnädigste.«

Der geht mir auf den Geist mit seinem Gnädigste, dachte Jane, sagte aber nichts, sondern lächelte weiter. Der Butler räusperte sich und schritt voraus.

Sie mußten eine Treppe hoch, gelangten in einen breiten Gang und

blieben vor einer zweiflügeligen Tür stehen, an die der komische Diener zweimal klopfte.

»Ja, bitte?«

Der Diener öffnete die Tür. »Die Dame ist da, die Sie sprechen wollte, Herr Schreiber.«

»Führen Sie sie herein.«

»Bitte sehr.«

Jane konnte das Zimmer betreten. Es hatte gewaltige Ausmaße. Hinter einem Schreibtisch erhob sich ein breitschultriger Mann. Jane Collins hatte ihn bereits auf dem Friedhof kennengelernt...

Lautlos schloß der Diener die Tür, und Jane ging noch ein paar Schritte vor.

Das also war Gordon Schreiber. Vorhin hatte er einen Mantel angehabt, nun trug er einen dunkelblauen Anzug, ein ebenfalls blaues Hemd und eine Krawatte in der gleichen Farbe. Er musterte Jane kühl mit seinen jettschwarzen Augen.

Die Detektivin konnte sich nicht helfen. Sie fühlte sich unter dem Blick unwohl. Es bereitete ihr Mühe, ihm standzuhalten.

»Haben Sie genug gesehen?« fragte sie nach einer Weile.

»Genug Erfreuliches, Fräulein...«

»Mein Name ist Jane Collins.«

»Das klingt englisch.«

»Ich komme auch aus London.«

»Dann habe ich Sie bei der Beerdigung gesehen«, sagte Gordon Schreiber.

»Ja.«

»Wollen wir nicht Platz nehmen, Miss Collins?« Gordon Schreiber sprach englisch. »Mein Großvater mütterlicherseits stammte aus Schottland, deshalb auch der Vorname Gordon«, sagte er und deutete auf eine Sitzgruppe aus bestem Antilopenleder.

Jane nahm im Sessel Platz, so kam der Mann wenigstens nicht in Versuchung, sich neben sie zu setzen.

Er blieb noch stehen.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« erkundigte er sich.

»Wenn Sie einen trockenen Martini hätten, wäre ich Ihnen sehr verbunden«, erwiderte Jane.

»Aber natürlich, Miss Collins.« Das Lächeln des Mannes fiel knapp aus.

Er bewegte sich selbstbewußt auf einen kleinen Barschrank zu, der auf Knopfdruck hin ausfuhr.

Die Bar befand sich zwischen den hohen, mit Büchern vollgestopften Regalen. Gordon Schreiber hatte hier eine große Büchersammlung zusammengestellt. Leider war es zu dunkel, um die Schrift auf den einzelnen Buchrücken lesen zu können.

Mit zwei Gläsern kam der Mann zurück. »Sogar Oliven habe ich aufgetrieben«, sagte er und reichte Jane ein Glas, wobei er sie abschätzend musterte.

Wieder durchfuhr es Jane. Dieser Mann war perfekt und berechnend.

Von beidem wurde Jane abgestoßen, und irgendwie fürchtete sie sich.

Das kam nicht so oft vor, doch hier war es der Fall. Sie spürte, daß sie diesem Mann nicht gewachsen war, und verkrampfte selbst innerlich.

»Cheers«, sagte Gordon Schreiber und nahm einen Schluck. Bis zur Hälfte leerte er das kleine Glas.

Jane nippte nur.

Schreiber setzte sich und zog seine Hosenbeine ein Stück höher. Er legte den Arm auf die Couchrückenlehne und sagte: »Es tut mir leid, was da mit Celine Wald passiert ist. Sie war eine wirklich nette Person.« Jane glaubte ihm kein Wort. Im gleichen Tonfall hätte er

auch über die Joghurtpreise sprechen können. Da klang kein Mitleid aus der Stimme.

Schreiber war eiskalt, durchtrieben, ein perfekter Schauspieler. Und er strahlte eine so starke Selbstsicherheit und Arroganz aus, daß sich Jane Collins in seiner Nähe unwohl fühlte. Das sollte bei ihr schon etwas heißen, normalerweise ließ Jane sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen, sonst hätte sie ihren Beruf überhaupt nicht ausüben können.

Sie nahm noch einen kleinen Schluck. Der Martini war sehr trocken und schmeckte ein wenig bitter. Jane hatte sich entschlossen, einen Bluff zu starten. Sie mußte Gordon Schreiber aus der Reserve locken.

»Wie ich hörte, ist Celine Wald ermordet worden«, stellte sie in sachlichem Ton fest.

Auch jetzt blieb der Mann gelassen. Kein Muskel zuckte in seinem Gesicht. »Wer sagt das?«

»Die Polizei.«

Schreibers Augen bogen sich in die Höhe. »Die Polizei? Habe ich Sie da richtig verstanden?«

Jane lächelte und nickte.

»Das kann ich nicht glauben, Miss Collins.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, es war ein Unfall.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Dieselbe Polizei, die Ihnen weismachen wollte, daß meine Sekretärin ermordet worden ist«, erwiderte der Großindustrielle lässig. »Die Beamten müßten sehr schnell ihre Meinung geändert haben. Ich habe heute noch mit ihnen telefoniert. Wahrscheinlich sind Sie einem Gerücht aufgesessen, Miss Collins.«

»So etwas behauptet man nicht einfach.«

Schreiber hob die Schultern. »Wissen Sie den Namen Ihres Informanten?«

»Nein.«

»Schade, man hätte ihn selbst fragen können.«

Jane durchschaute das Spiel sofort. Hätte Schreiber den Namen gewußt, dann wäre die Person wohl nicht mehr sehr lange am Leben geblieben. Eine simple Rechnung.

»Wie es aussieht, Miss Collins, haben Sie den Weg von London in die Schweiz umsonst gemacht. Die Beerdigung war fast vorbei, da sind Sie mir ja schon aufgefallen.« Ein scharfer, irgendwie abschätzender Blick traf Jane. »Sagen Sie, Miss Collins, was sind Sie eigentlich von Beruf? Ich frage da aus bestimmten Gründen.«

Jane hatte sich bereits eine Antwort zurechtgelegt. »Ich arbeite bei der Stadt London.«

»Und was tun Sie da?«

»Nun, ich bin selbstständige Sachbearbeiterin für Wohnungswesen. Kein aufregender Job.«

»Dann lieben Sie Aufregung?«

»Sagen wir Abwechslung.«

»Die hätten Sie bei mir«, stellte Gordon Schreiber fest.

»Wieso?«

»Celine Wald ist tot, daran gibt es nichts mehr zu rütteln. Der Posten steht zur Disposition. Da Sie, Miss Collins, sicherlich eine kaufmännische Ausbildung haben und auch Sprachen beherrschen, wie ich feststellen durfte, möchte ich Sie bitten, in meinen Konzern einzutreten. Sie können für mich arbeiten.«

»Wann?«

»Sofort, Miss Collins. Sagen Sie ja, und alles ist perfekt.«

Jane schaffte es tatsächlich, rot zu werden. Innerlich jubilierte sie. Das klappte ja besser, als sie gedacht hatte. Gordon Schreiber war tatsächlich auf sie hereingefallen. Er wollte sie einstellen. Dann wäre sie in seiner Nähe und konnte ihn, ohne daß es auffiel, überwachen.

»Warum zögern Sie?« fragte er.

»Ich weiß nicht so recht. Ihr Vorschlag ehrt mich, aber er kommt ein wenig plötzlich.«

»Ich wäre in meinem Leben nicht so weit gekommen, wenn ich immer nur überlegt hätte. Die schnellen Entscheidungen sind meist die besten. Zögern Sie nicht. Zudem mache ich ein Angebot immer nur einmal, dann nie wieder.«

»Wie soll ich denn die Sache mit meinem Arbeitgeber regeln?«

Schreiber winkte lässig ab. »Das besorge ich. So etwas sind kleine Probleme.« Er leerte sein Glas. »Oder gefällt Ihnen die Schweiz nicht, Miss Collins?«

»Schon.«

»Was hindert Sie dann?«

»Ich weiß nicht. Hier ist es ziemlich einsam. Ich bin ein Mensch der Großstadt.«

Gordon Schreiber lachte. »Dafür habe ich Verständnis. Auch ich könnte es hier nicht immer aushalten, aber diese Burg ist nicht mein Wohnsitz. Ich bleibe immer nur einige Tage hier. Die meiste Zeit verbringe ich in Genf oder an der französischen Mittelmeerküste. Sie müßten mich dann begleiten.«

»Das hört sich natürlich ganz anders an, Mr. Schreiber.«

»Dann stimmen Sie meinem Vorschlag also zu?«

»Ja.«

Gordon Schreiber erhob sich. »Das finde ich ausgezeichnet, Miss Collins. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Entschluß, und ich bin sicher, daß Sie ihn nicht zu bereuen brauchen. Was das Gehalt angeht, so werden Sie mehr als zufrieden sein.« Er reichte der Detektivin die Hand.

»Schlagen Sie ein, Miss Collins.«

Jane tat es.

Fast wäre sie zusammengezuckt. Die Hand des Mannes fühlte sich

kalt an. Sein Blick traf ihr Gesicht. Wieder schauderte Jane. In den Augen stand kein Gefühl. Sie kam sich vor wie ein Kaninchen, das in einem Käfig zusammen mit einer Schlange steckt und darauf wartet, gefressen zu werden.

»Und was habe ich zu tun?« erkundigte sie sich.

»Erst einmal nichts. Das heißt, am heutigen Tage fängt Ihre Arbeit mit einem kleinen Fest an. Ich habe Gäste im Haus. Sie werden es an den vor der Burg parkenden Wagen erkannt haben. Es sind Freunde und Bekannte. Sie werden die Damen und Herren im Laufe des Tages noch kennenlernen. Am Abend sind Sie natürlich zu meiner kleinen Feier sehr herzlich eingeladen. Haben Sie Gepäck?«

»Im Wagen.«

»Ich werde Lukas Anweisung geben, es heraufzuholen.« Schreiber drehte sich um, drückte auf einen Knopf unter der Schreibtischplatte.

Wenig später erschien der Kerl mit den Koteletten. Schreiber stellte Jane als neue Mitarbeiterin vor, und Lukas nickte.

Jane gab ihm den Wagenschlüssel, und er ging, um sich um das Gepäck der Detektivin zu kümmern.

»Mit Ihrem Zimmer werden Sie zufrieden sein«, stellte Gordon Schreiber fest. Wie er das sagte, ließ Widerspruch erst gar nicht zu. »Haben Sie eigentlich Verwandte, die Sie informieren müssen?«

»Nein, Mr. Schreiber, ich bin da völlig unabhängig.«

»Das ist ausgezeichnet.«

Lukas kam zurück und meldete, daß alles in Ordnung sei.

Schreiber nickte und deutete auf die Tür. »Dann darf ich Ihnen jetzt Ihr Zimmer zeigen.«

»Gern.«

Er ging vor, und Jane schaute auf den Rücken des Mannes. Schreiber war ein dynamischer Typ, allein sein federnder Gang verriet das und die hochgezogenen Schultern. Dieser Mann war wie Stahl, er konnte sich durchsetzen.

Das Zimmer lag in der gleichen Etage, ziemlich am Ende des Ganges.

Daneben befand sich noch ein Raum, allerdings mit einer wesentlich schmaleren Tür.

Lukas hatte die Tür offengelassen.

»Bitte sehr«, sagte Gordon Schreiber.

Jane Collins betrat den Raum. Mancher Antiquitätenhändler hätte glänzende Augen bekommen. Wertvolle Möbel, ein Himmelbett mit seidenen Vorhängen, dicke Teppiche, ein großes Fenster und eine Tür, die zum Bad führte, dessen Kacheln seegrün schillerten. Radio, Telefon und TV waren vorhanden. Trotz der antiquierten Einrichtung brauchte Jane auf den modernen Komfort nicht zu verzichten.

»Gefällt es Ihnen?« fragte Gordon Schreiber.

»Ja, es ist sehr nett.«

Der Fabrikant lachte. »Sie brauchen nicht zu sagen, daß es Ihnen gefällt. Der Geschmack ist verschieden, und es ist nicht jedermanns Sache, in einer alten Burg zu wohnen.«

»Ich bleibe ja nicht immer hier.«

»Das stimmt, Miss Collins. Ich lasse Sie jetzt allein und erwarte Sie dann später zum Dinner, um Sie mit meinen wirklich sehr netten Gästen bekanntzumachen.«

»Danke.«

Gordon Schreiber nickte ihr noch einmal zu und verließ das Zimmer. Als er die Tür geschlossen hatte, ließ sich Jane auf die Bettkante fallen und schlug beide Hände vor ihr Gesicht.

Jetzt, wo sie allein hier war, begann das Nachdenken. Und sie fragte sich, ob sie wirklich richtig gehandelt hatte, als sie den Job annahm. Vor allen Dingen ohne Rückendeckung. Es wußte ja niemand, wo sie sich befand. Man konnte sie hier spurlos verschwinden lassen, und kein Hahn würde nach ihr krähen.

Jane Collins war wirklich nicht überängstlich, aber in diesem Fall

erschien es ihr doch besser, daß jemand wußte, wo sie sich aufhielt. Das moderne Tastentelefon stand direkt neben dem Bett. Sie hob den Hörer ab und hoffte, daß sie nach London durchwählen konnte.

Kein Ton drang aus dem Hörer. Da sah Jane den hellen Knopf auf dem Telefon.

Diener Lukas meldete sich. »Sie wünschen bitte?«

Jane hatte die Telefonnummer schon auf der Zunge, sagte sie aber nicht, weil sie plötzlich das Gefühl bekam, abgehört zu werden. Das machten die bestimmt.

»Entschuldigung«, sagte sie, »aber ich wollte nur ausprobieren, ob der Apparat in meinem Zimmer auch funktioniert.«

»Natürlich, Fräulein Collins.« Lukas unterbrach die Verbindung. Jane lehnte sich zurück. Dieses Zimmer, so prächtig es auch eingerichtet war, machte ihr Angst.

Gerne hätte Jane ein Bad genommen. Sie traute sich nicht. Hier war ihr alles zu fremd, zu seltsam, und sicherlich würden diese Gäste, denen sie noch vorgestellt wurde, auch nicht gerade zu ihren Freunden zählen.

Jane erhob sich und schritt im Zimmer auf und ab. Sie durchquerte den Raum, blieb vor dem Bett stehen, drehte sich um und ging bis zur Tür.

Dabei fiel ihr Blick auf ein großes Ölgemälde, das neben der Tür hing.

Es zeigte einen Krieger in Ritterrüstung, von dem allerdings nur der Oberkörper bis zur Hüfte zu sehen war. Der Brustpanzer wölbte sich vor.

Das Bild hing ziemlich im Schatten, weil das einfallende Licht vorbeistrich.

Und doch sah Jane das Gesicht genauer. Vielleicht weil sie öfter auf das Gemälde zuging.

Die Augen fielen ihr auf.

Und davon besonders das rechte.

Irgend etwas war damit.

Jane blieb dicht vor dem Bild stehen und schaute genauer nach. Das linke Auge zeigte eine normale dunkle Farbe. Das rechte allerdings hatte der Maler anders gemalt. Natürlich, als würde es leben...

Plötzlich fuhr ein Schauer über Janes Rücken.

Leben?

Sollte sie etwa beobachtet werden? Hatte man anstelle des Auges etwa eine Elektronik eingebaut? War das Auge das Objektiv einer Fernsehkamera?

Jane schluckte. In dieser Burg rechnete sie mit dem Schlimmsten. Sie trat noch dichter heran, dann jedoch schüttelte sie den Kopf. Nein, das war kein elektronisches Auge. Der Maler schien sich doch in der Farbe vergriffen zu haben. Und es war auch starr. Es bewegte sich nicht mehr.

Jane nahm an, daß sie sich vorhin getäuscht hatte.

Sie ging wieder zurück, öffnete ihren Koffer und nahm das hellblaue lange Kleid hervor. Sie hatte es zufällig mitgenommen, es würde zum heutigen Abend passen.

Jane breitete das Kleid auf dem Bett aus, doch irgend etwas hielt sie davon ab, es überzustreifen.

Immer wieder fiel ihr Blick auf das Bild.

Da stimmte etwas nicht.

Abermals trat Jane Collins näher heran. Wiederum schaute sie das Auge an.

Es lebte doch!

Die Erkenntnis ließ sie frösteln. Sie hatte es jetzt genau gesehen. Die Pupille bewegte sich. Hinter dem Bild stand jemand, der sie beobachtete.

Als Jane dieses klar geworden war, huschte sie zur Seite, so daß

sie nicht mehr gesehen werden konnte.

Nun bewegte sie sich auf die Tür zu.

Das Gefühl, von einem Unbekannten unter Kontrolle gehalten zu werden, machte sie halb wahnsinnig. Sie wollte herausfinden, wer das war, der sie heimtückisch beobachtete.

Jane verließ das Zimmer. Ihre Handtasche hatte sie nicht mitgenommen, aber sie war bewaffnet. Die Astra-Pistole hielt sie in der rechten Hand und war bereit, sie auch einzusetzen, wenn man ihr Leben bedrohte.

Jane ging nach rechts. Da befand sich die schmale Tür, die sie vorhin schon gesehen hatte.

Auf dem breiten Gang regte sich nichts. Eine seltsame Stille herrschte auch hier.

Jane hörte ihr eigenes Herz klopfen. Es kostete sie wirklich Überwindung, die Hand auf die Klinke zu legen und sie langsam nach unten zu drücken.

Zum Glück gab es keinerlei Geräusche. Lautlos ließ sich die Klinke bewegen.

Jane öffnete die Tür gerade so weit, daß sie durch den Spalt schlüpfen konnte.

Dämmerlicht.

Der Raum hatte ein Fenster, dessen Scheibe zur Hälfte durch einen Vorhang verdeckt war. Deshalb fiel weniger Licht herein.

Rechts lag ihr Zimmer. Jane drehte den Kopf.

Im selben Augenblick wandte sich auch der unheimliche Beobachter um, und die Detektivin erstarrte.

Vor ihr stand ein Monster!

Der Blick des echsenköpfigen Wesens war starr auf Jane Collins gerichtet. Jane schaute sofort auf die kleinen kugeligen Augen, und sie wußte jetzt, vom wem sie beobachtet worden war.

Unwillkürlich wich sie einen Schritt zurück. Plötzlich hatte sie

Angst.

Dieses Wesen sah furchterregend aus. Von der Hüfte abwärts war es normal, aber der obere Teil des Körpers und vor allen Dingen der Kopf glich dem einer Riesenechse. Das breite, verschobene Maul klaffte auf, und Jane sah die beiden spitzen und gefährlichen Zahnreihen.

Die Hände konnte man mit dem Wort Pranken umschreiben. Sie hatten lange Nägel, die die Haut eines Menschen leicht aufreißen konnten. Was da vor der Detektivin stand, war ein wahr gewordener Alptraum.

Sie schluckte.

Der Echsenmensch sagte nichts, aber er reagierte trotzdem auf ihre Anwesenheit.

Er kam auf Jane zu.

Nicht schwerfällig, sondern gleitend und lautlos. Der dicke Teppich dämpfte die Schritte. Bevor er sich Jane zuwandte, griff er nach hinten und nahm einen Gegenstand in die Hand, der an der Wand gelehnt hatte.

Es war eine Lanze.

Jane schluckte. Ihre Augen suchten nach einem Ausweg. Sie wußte nicht genau, ob das Wesen sie töten wollte, aber es bedrohte sie, und das gab den Ausschlag für ihre Reaktion.

Jane Collins hob den rechten Arm. Sie brachte ihn in die Waagerechte, und dann zeigte die Mündung der mit Silberkugeln geladenen Astra auf das Echsenwesen.

Entweder ahnte es die Gefahr nicht, oder es wußte nicht Bescheid. Auf jeden Fall ging es weiter.

Und es hob den rechten Arm.

Keinen Augenblick zögerte Jane Collins. Es war ihr egal, ob man den Schuß hörte oder nicht. Das Ungeheuer vor ihr wollte sie töten, und Jane mußte ihr Leben verteidigen.

Der Klang des Schusses war irgendwie trocken und hörte sich nicht einmal besonders laut an.

Aber die Kugel traf.

Voll hieb sie in die Brust des Wesens. Janes Befürchtung, das Kaliber hätte nicht genügend Durchschlagskraft, erfüllte sich nicht. Die Silberkugel blieb stecken.

Das Monster wurde gestoppt Als würde es von einer Hand festgehalten und dann im Stehen durchgeschüttelt. Es begann zu zittern. Weit riß es das Maul auf, und aus der Wunde in der Echsenbrust quoll Rauch, der ätzend in Janes Nase stieg. Dann kippte das Echsenwesen um. Es schlug auf den Teppich, das Maul klappte zu, und das Wesen löste sich in einer gelbgrünen Rauchwolke auf, wobei es verendete.

Jane aber starrte auf das Monster und schüttelte sich. Die Wirkung der Silberkugel hatte ihr gezeigt, daß sie von einem dämonischen Wesen bedroht worden war. Unwillkürlich mußte sie wieder an die Schatten denken, von denen dieser Carlo Lei gesprochen hatte.

War Celine Wald vielleicht von so einem echsenköpfigen Monster umgebracht worden?

Dafür sprach viel. Wenn sie die Krallen ansah und an die Wunden dachte, gab es eigentlich keine andere Möglichkeit. Carlo Lei war zwar nicht auf nähere Einzelheiten eingegangen, doch die etwas verwaschene Umschreibung sprach für sich.

Ein Monster hatte Jane erledigt. Sie fragte sich natürlich, wie viele von ihnen auf dieser Burg noch herumliefen, und ihr Blick schweifte unwillkürlich durch den Raum.

Erst jetzt sah sie den vorgebauten Kamin.

Und sie entdeckte noch etwas.

Der Kamin hatte keine Rückwand, sondern nur ein rechteckiges Loch, durch das man klettern konnte.

Vor Jane Collins lag ein Geheimgang.

Als sie das begriffen hatte, hörte sie plötzlich draußen auf dem Gang Schritte.

Augenblicklich erstarrte die Detektivin. Sie rechnete damit, daß die Schritte vorbeigehen würden, doch das war nicht der Fall. Im Gegenteil, sie näherten sich der Tür, hinter der Jane lauerte.

Die Detektivin sah nur eine Chance, der Entdeckung zu entgehen. Sie mußte sich verstecken.

Und dafür kam nur der Kamin mit dem danach beginnenden Geheimgang in Frage.

Und der Gedanke war kaum in Janes Gehirn aufgeblitzt, als sie ihn schon in die Tat umsetzte. Sie zog den Kopf ein und tauchte in den Gang. Spinnweben kitzelten ihr Gesicht, streiften als dünne, kaum zu erkennende Geisterfinger über ihre Stirn, die Nase und die Wangen.

Jane hatte die Arme ausgestreckt, damit ihre Hände ein Hindernis ertasten konnten, falls ihr eins den Weg versperrte.

Zwei kleine Schritte, dann blieb die Detektivin stehen. Und es war ihr Glück oder ein Instinkt, denn sehr schwach nur entdeckte sie vor sich die Umrisse einer schmalen, nach unten führenden Treppe.

Jane kauerte sich zusammen.

Die Schritte waren noch immer zu hören. Allerdings jetzt im Zimmer, Jane traute sich nicht, vorzugehen und einen Blick in den Raum zu werfen. Man hätte sie zu leicht entdecken können, deshalb blieb sie in ihrer unbequemen Stellung hocken.

Der oder die Fremde ging im Zimmer auf und ab. Ansonsten hörte Jane Collins keine Reaktion. Der Eindringling mußte doch die Leiche oder die Reste des Echsenköpfigen gesehen haben, aber er kümmerte sich nicht darum.

Etwa eine Minute verging.

Jane Collins hielt den Atem an. Sie hörte ihr eigenes Blut im Kopf rauschen, das Herz schlug schneller. Sie war nervös und aufgeregt. Und dann geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatte.

Das offene Rechteck am Kamin verdunkelte sich plötzlich, ein quietschendes Geräusch ertönte, und im nächsten Augenblick wurde es dunkel. Der Eingang war verschlossen.

In völliger Finsternis blieb Jane Collins zurück.

Sie brauchte Sekunden, um den Schock zu überwinden. Dann regte sie sich, sie streckte die Arme abermals vor und untersuchte die den Eingang verschließende Klappe.

Sie bestand aus Eisen und rührte sich nicht, als die Detektivin daran entlang tastete. Luftdicht schloß sie mit dem Mauerwerk ab, und Jane fand auch keinen Kontakt oder irgendeinen Mechanismus, um die Klappe von innen zu öffnen.

Es blieb ihr nur eins.

Der Weg in die unbekannte Tiefe...

Wir waren in der Schweiz!

Wie auch Jane Collins landeten wir in Zürich und kletterten dort aus der Maschine.

Ich hatte meinen Einsatzkoffer mitgenommen und trug sonst nur Handgepäck. Kontrolliert wurden wir nicht. Sir James Powell hatte dafür gesorgt und einen Schweizer Kollegen angerufen, der sich wiederum mit dem Zoll in Verbindung setzte.

So hatten wir freie Bahn und stiegen in den telefonisch bestellten Leihwagen, der uns von Zürich zu unserem Ziel in den Graubündener Bergen bringen sollte.

Es war ein schneller BMW, mit dem wir über die Autobahn zischten.

Einen Plan hatte ich mir noch nicht zurechtgelegt, ich wollte an Ort und Stelle improvisieren.

Es war Nachmittag, als wir unser Ziel erreichten. Mich hatte die Landschaft fasziniert, aber leider waren wir nicht hier, um Urlaub zu machen.

Wir mußten einen gefährlichen Dämon jagen.

Nichts deutete in dem kleinen Ort darauf hin, daß hier einer der gefährlichsten Dämonen überhaupt sein grausames Zepter schwingen würde.

Alles war still, friedlich, und auch die Drachenflieger paßten in dieses Bild, die über dem weiten Tal kreisten und sich von den Winden tragen ließen.

Als ich die Drachenflieger sah, kam mir eine Idee. »Das könnten wir doch auch machen«, sagte ich zu Suko.

»Was?«

»In die Lüfte steigen.«

»Bist du denn schon geflogen?«

»Nein.«

»Dann würde ich es an deiner Stelle auch lassen, das ist nämlich sehr gefährlich.«

»Schade.«

»Wie kommst du eigentlich auf die Idee?«

»Wir müssen doch irgendwie die Burg erreichen, und ich dachte, als bruchlandender Drachenflieger wäre dies die beste Chance.«

»Eine Chance ist es schon«, gab Suko zu. »Nur erscheint mir der Aufwand zu gefährlich.«

Da hatte mein Freund recht. Es war auch nur eine Blitzidee von mir gewesen. Man mußte eben sämtliche Möglichkeiten in Betracht ziehen.

Außerdem mußten wir erst einmal wissen, wo sich die Burg befand, und da konnten uns die Einheimischen helfen.

Wir hatten den BMW am Ortseingang geparkt und sahen gegenüber eine Konditorei, an die auch ein kleines Café angeschlossen war. Ich schlug vor, dort hineinzugehen und einmal nachzufragen.

Suko war einverstanden.

Nur ein Tisch war besetzt. Daran hockte ein braunhaariger Mann,

der eine Brille trug und in einer Tasse Kaffee rührte.

Er erwiderte freundlich unseren Gruß, als wir Platz nahmen. Der Chef, ein grauhaariger Mann, kam lächelnd zu uns und fragte nach unseren Wünschen.

Ich bestellte Kaffee für mich, und Suko nahm Tee.

Beides wurde schnell gebracht. Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute mich um. Dabei traf sich mein Blick mit dem des anderen Gastes.

Der Mann nickte mir zu.

»Sie sind Engländer?« sagte er dann.

»Ja, das hört man, nicht?«

Der Mann zündete sich eine Zigarette mit weißem Filter an. »Es kommen selten Engländer in diese Gegend«, erklärte er. »Die meisten fahren in die größeren Orte wie Davos oder St. Moritz. Aber heute war bereits eine Landsmännin von Ihnen da.«

»England ist groß«, meinte ich.

»Sie kam aus London.« Der Mann trank einen Schluck. »Ich habe mich mit ihr unterhalten, eine sehr nette Frau. Sie wollte zur Beerdigung einer Freundin.«

Ich sah, wie Suko aufhorchte, und auch mich interessierte plötzlich das Gespräch. »Wer ist denn begraben worden?«

»Auch eine Fremde. Ihr Name lautete Celine Wald.«

Fast hätte ich durch die Zähne gepfiffen. Suko und ich tauschten einen bedeutenden Blick, den der Mann am Nebentisch bemerkte, denn er fragte.: »Kannten Sie die Tote?«

»Ja.«

»Dann sind Sie leider zu spät gekommen. Aber ihr Unfall hat sich herumgesprochen.«

»War es denn ein Unfall?« wollte ich wissen.

»Die Polizei sagt es.«

»Aber Sie sind nicht davon überzeugt?«

»Ich habe die Tote gefunden, doch meine Meinung ist an sich unwichtig.«

»Und die Lady aus London?«

»Oh, sie hat sich sehr für die Todesursache ihrer Freundin interessiert. Wenn mich nicht alles täuscht, ist sie sogar hoch zur Burg gefahren. Dort kam die Tote nämlich her. Sie hat für Gordon Schreiber, den Besitzer, gearbeitet.«

In diesen wenigen Minuten hatten wir schon allerhand erfahren. »Auch uns interessiert Schreiber«, sagte ich.

»Dann kennen Sie die Lady vielleicht?«

»Sagen Sie den Namen.«

»Jane Collins.«

Fast hätte ich mich am Kaffee verschluckt. Das durfte doch nicht wahr sein! Auch Suko machte ein erstauntes Gesicht. Mit allem hätten wir gerechnet, nur damit nicht.

Jane Collins hier! In einem Ort, den kaum ein Mensch kennt. Welche Verbindungen gab es denn für sie?

»Mir scheint, daß Sie die Lady kennen«, sagte der Mann.

Ich nickte. »Und wie. Jane Collins und ich sind gute Bekannte.«

»Da kann man Ihnen gratulieren.«

»Und sie ist allein hoch zur Burg gefahren?«

»Ja, sie wollte sich bei Schreiber erkundigen, denn sie glaubte nicht so recht an die Unfalltheorie.«

»Dann käme als Alternative nur noch Mord in Frage«, stellte ich fest.

Der Mann nickte. Dann berichtete er, wie er die Frau gefunden hatte. Die Umstände kamen mir in der Tat recht seltsam vor, und auch ich stolperte über die beiden Schatten, die er gesehen hatte. Wir erfuhren auch, daß der Erzähler Carlo Lei hieß und in Lenzerheide wohnte.

»Zurückgekehrt ist Miss Collins noch nicht?« wollte ich von ihm

wissen.

»Nein.«

»Waren Sie denn schon mal auf der Burg?«

Carlo schüttelte den Kopf. »Nie, obwohl ich mich hier sehr gut auskenne.«

»Hat das einen besonderen Grund?«

»Eigentlich nicht, aber irgendwie meiden die Einheimischen die alte Burg.«

»Warum?« Ich trank meine Tasse leer. »Spukt es dort vielleicht?«

»Das kann ich nicht sagen. Außerdem gibt es die Gespensterburgen ja nur in Ihrem Land. Es kann daher kommen, daß sich die Burg fast nie im Besitz eines Einheimischen befand. Immer wieder ist sie von Ausländern erworben worden oder stand die meiste Zeit leer. Jetzt hat Gordon Schreiber sie gekauft.«

»Und zu seinem Wohnsitz erkoren?«

»Nicht zu seinem ständigen«, erklärte mir der Mann. »Er lädt nur sehr oft Gäste ein, und da munkelt man auch einiges.«

»Was denn?«

»Ich weiß nicht, ob Sie der Klatsch der Einheimischen interessiert. Zudem könnten Sie ja selbst Gäste von Herrn Schreiber sein.«

»Das sind wir nicht.«

»Aber Sie wollen hin?«

»Möglich.«

»Nun, es ist so, Mister...«

Ich stellte Suko und mich vor.

»Wie gesagt, diese Burg stand oft leer und wechselte häufig die Besitzer. Der jetzige allerdings ist den meisten Dorfbewohnern suspekt. Vor allen Dingen deshalb, weil über ihn allerlei Gerüchte kursieren. Spaziergänger, die nahe der Burg entlang gewandert sind, wollen Schreie gehört haben, sahen Feuer brennen, na ja, dort soll es wild zugehen.«

»Sie meinen Partys.«

»Genau, aber bestimmte. Sie wissen schon, was ich damit sagen will, Herr Sinclair.«

»Natürlich.«

»Ich wollte Ihre Bekannte davon abhalten, sich die Burg anzusehen, aber sie ließ sich nicht überzeugen. Diese hübsche Frau hat einen Dickkopf.«

Da sagte mir Carlo Lei nichts Neues. Von Janes Dickkopf konnte ich ein Lied singen. Wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hatte, führte sie es auch durch. Und manchmal bis zum bitteren Ende.

»Wie lange ist es eigentlich her, daß sie zur Burg ging?« erkundigte ich mich.

»Da muß ich mal nachdenken«, murmelte der Schweizer und wandte sich dann an den Bäcker. »He, Sir Archibald, wann hat die hübsche blonde Engländerin uns verlassen?«

Sir Archibald Rihm kam hinter seiner Verkaufstheke hervor. »Vielleicht vor zwei Stunden, oder?«

Carlo Lei nickte. »Stimmt, so lange muß es ungefähr her sein.«

»Und sie ist nicht wieder zurückgekehrt?«

»Nein.«

»Hat sie auch keine Zeit gesagt, wann sie wieder hier im Ort erscheinen wollte?«

»Auch das nicht. Soviel ich weiß, wollte sie nur den Nachlaß regeln, das ist alles.«

Ich bestellte noch einen Kaffee. »Sie kennen nicht zufällig diesen Schreiber?«

»Kaum. Gesehen habe ich ihn zwar, aber gesprochen noch nie mit ihm. Der ist so reich und exzentrisch, der kümmert sich um unsereins gar nicht. Und dann die Besucher der Burg. Das sind auch so ausgefallene Typen.« Er grinste. »Ich möchte nicht wissen, was die da oben treiben. Das muß dort unheimlich zugehen. Ich habe gehört,

daß die feinen Herrschaften nackt durch die Burg laufen und dabei schaurige Gesänge anstimmen. Vielleicht läuft auch ein Tonband.«

»Woher wissen Sie das alles?« fragte ich.

»Von einer Frau, die dort kocht.«

»Ist das eine Bekannte?«

»Sogar verwandt. Um drei Ecken herum. Die kauft auch manchmal bei mir ein, und dabei sind wir dann ins Plaudern gekommen. Wenn das alles stimmt, was sie sagt...«

»Was sagt sie denn noch so?« hakte ich nach.

»Ich erzählte Ihnen ja von den komischen Gesängen, und dann wird geschrien, da ertönt ein Heulen und ein Kreischen. Es muß so schaurig sein, als wäre die Burg ein Festplatz des Teufels.«

Der Ausdruck war gut gewählt. Festplatz des Teufels. Irgendwie hatte Carlo Lei da ins Schwarze getroffen. Er hätte nur für das Wort Teufel den Begriff Spuk einsetzen sollen.

»Wie kann ich denn unbeobachtet in die Burg hineinkommen?« stellte ich die wichtigste Frage.

Carlo schaute mich an, als hätte ich soeben von einer Landung auf dem Mars berichtet. »Sie—Sie wollen in die Burg?« wiederholte er flüsternd, und auch Sir Archibald Rihm staunte.

Ich nickte. »Ja, ich will dieser Burg einen Besuch abstatten. Deshalb sind mein Freund und ich ja hier.«

»Der Chinese auch?«

»Genau.«

»Das wird nicht gehen, die lassen keinen rein. Da sind sie stur. Wer nicht zu ihnen gehört, wird abgewiesen. Und wenn er nicht freiwillig verschwindet, dann brauchen sie Gewalt.«

»Aber ich muß hinein.«

»Sie wollen Miss Collins retten, nicht?«

»Auch das.«

»Ich verstehe schon«, murmelte Carlo Lei. »Ich verstehe sehr gut

sogar.«

»Vielleicht könnten Sie der Köchin einen kleinen Tip geben«, half ich auf die Sprünge.

»Daran habe ich auch gedacht. Und Sie haben ein unverschämtes Glück, Herr Sinclair. Wissen Sie das?«

»Wieso?«

»Die Köchin habe ich vorhin gesehen, als sie hier am Laden vorbeimarschierte. Dann muß sie noch etwas holen und wird bald auf die Burg fahren, um...«

»Suchen wir sie doch.« Zum erstenmal mischte sich Suko in das Gespräch.

Carlo Lei winkte ab. »Das wird nicht nötig sein. Sie kommt meist auf eine Tasse Kaffee hier vorbei. Wir brauchen nur sitzen zu bleiben und zu warten.«

Als hätte Carlo Lei ein Stichwort gegeben, so öffnete sich die Tür und eine Frau erschien.

»Das ist sie!« zischte Carlo.

»Grüezi miteinander«, sagte die Frau und lächelte.

Auf mich machte sie sofort einen sympathischen Eindruck. Sie schien ein liebes Wesen zu haben, das erkannte ich an den Augen, die irgendwie freundlich und verständnisvoll blickten. Carlo Lei schnappte sie sich sofort, und wir erfuhren auch ihren Namen.

Sie hieß Marga Frambon.

Als sie hörte, daß wir aus England kamen und auf die Burg wollten, wurden ihre Augen groß. Sie schlug hastig ein Kreuzzeichen und flüsterte: »Es ist verboten, Fremde auf die Burg zu nehmen«, sagte sie und nickte heftig, wobei ihr Busen wogte.

»Aber wir sind von der Polizei«, sagte ich.

»Trotzdem. Ich werde entlassen, wenn...«

»Liebe Frau Frambon«, sagte ich, »entlassen werden Sie so oder so. Auf dieser Burg findet ein schreckliches Treiben statt, wovon Sie

ja auch schon gehört haben.«

Die Frau nickte hastig. Ihre roten Wangen glühten noch mehr. »Das stimmt allerdings.«

»Sehen Sie, und diesem Treiben möchten wir ein Ende bereiten. Das ist doch sicherlich auch in Ihrem Sinne?«

»Ja, natürlich.«

»Wollen Sie uns helfen?«

»Ich weiß nicht so recht.« Sie verzog das Gesicht und kämpfte noch mit sich selbst.

»Denken Sie auch an Celine Wald.«

»Oh, sie war eine sehr nette Person. Wir haben uns immer gut verstanden. Leider erlaubte man mir nicht, an der Beerdigung teilzunehmen.«

»Warum nicht?«

Die Frau hob die Schultern. »Herr Schreiber ist es nicht gewohnt, seinem Personal Erklärungen abzugeben, wenn er einmal eine Anordnung erteilt hat.«

»Sie möchten doch, daß Celine Walds Tod gesühnt wird?« hakte ich nach.

»Es war ein Unglück.«

»Da sind wir nicht so sicher.«

»Könnte es vielleicht...?«

Ich ließ sie nicht aussprechen. »Gerade das möchten mein Freund und ich ja überprüfen.«

»Wenn das so ist, will ich es versuchen.«

Ich reichte der Köchin die Hand. »Ich danke Ihnen sehr, Frau Frambon. Und wir werden alles tun, um Sie zu schützen.«

»Ja, natürlich.«

Wir blieben im Café und besprachen mit der Frau die noch im Raume stehenden Einzelheiten.

Jane Collins hatte sich selbst die Suppe eingebrockt. Jetzt mußte sie den Teller auch auslöffeln. Dies sah sie ein, und daran führte kein Weg vorbei.

Die unbekannte Person mußte das Zimmer verlassen haben, denn Jane vernahm die Schritte nicht mehr, als sie ihr Ohr an die Eisenklappe legte und horchte.

Nur ihr eigener Atem war zu hören.

Was hatte sie? Die Kleidung die sie am Körper trug, ihre Astra und keine Taschenlampe.

Nicht einmal ein Feuerzeug. Das steckte in der Handtasche, die im Zimmer lag.

Jane schluckte. Es gab keine andere Alternative, als die Treppe hinunterzusteigen. Wo sie hinführte, wußte sie nicht. Sie hoffte jedoch, daß sie in der Tiefe auf irgendeinen Ausgang stoßen würde.

Behutsam tastete sich Jane Collins voran. Sie streckte das rechte Bein aus und fühlte schon die Kante der obersten Stufe unter ihrer Sohle, knickte den Fuß und stellte fest, daß die Stufe ziemlich schmal, dafür aber sehr hoch war. Eine gefährliche Treppe, über die man leicht fallen konnte.

Hinzu kam noch die Dunkelheit, die der Detektivin schwer zu schaffen machte.

Sie hielt sich dabei an der Mauer, um wenigstens ein wenig Halt zu haben. Ihre Hand glitt über raues Gestein, das sich zusätzlich feucht anfühlte. Auch hier war der Gang mit Spinnweben durchzogen. Jane spürte sie, wenn die Fäden über ihr Gesicht strichen und der Grund für eine Gänsehaut waren.

Zuerst hatte sie die Stufen gezählt. Hinterher ließ sie es bleiben, das brachte nichts. Sie brauchte die Konzentration für andere Dinge. Janes Sinne waren gespannt. Die Detektivin stand unter Streß. Sie dachte an das von ihr erledigte Wesen. Dieses Monster war schlimm, und Jane glaubte daran, daß es nicht das einzige seiner

Gattung war. Die Treppe führte steil in die Tiefe. Sie machte keinen Bogen, hatte keinerlei Wendel.

Wo würde sie enden?

Es war unmöglich, die Konzentration während der gesamten Zeit aufrechtzuerhalten. Auch für eine Frau wie Jane Collins nicht, die durch tausend Gefahren gegangen war. Irgendwann mußte sie durchdrehen oder in der Konzentration nachlassen.

Das geschah auch.

Plötzlich übersah Jane eine Stufe, gleichzeitig rutschte sie ab und verlor das Gleichgewicht.

Sie hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Jane wollte sich noch fangen, doch das schaffte sie nicht mehr. Sie fiel nach vorn und somit die Treppe hinunter.

Die Detektivin rechnete mit dem Schlimmsten. Während sie ihren Körper zusammenkrümmte, hielt sie instinktiv die Waffe fest. Drei-, viermal spürte sie die Schläge, als sie aufschlug, dann blieb sie liegen. Jane Collins war im ersten Moment zu überrascht, um gleich mit der neuen Situation fertig zu werden. Sie lag nur da und dachte an nichts. Erst langsam begriff sie, daß ihr nichts geschehen war und daß sie nur wenige Stufen hinuntergefallen war, denn sie hatte schon fast das Ende der Treppe erreicht gehabt.

Jane blieb liegen und atmete ein paarmal tief durch. Dann tastete sie ihren Körper ab. Es gab zwar einige Stellen, die schmerzten, ansonsten schien nichts geschehen zu sein. Es waren keine Knochen gebrochen, sie hatte sich auch nichts verstaucht.

Die Detektivin atmete auf. Dieser Kelch war noch einmal an ihr vorbeigegangen.

Aber wo befand sie sich jetzt?

Der Untergrund war im Gegensatz zur steinigen Treppe sogar ziemlich weich. Als sie ihre Arme ausstreckte und mit den Händen fühlte, versanken die Finger im Staub. Feucht und klebrig fühlte er

sich an.

Jane schüttelte sich.

Als sie ihren ersten Ekel überwunden hatte, dachte sie nach. Und sie gelangte zu dem Schluß, daß sie unter Umständen in einem alten Brunnenschacht gelandet war. Alles wies darauf hin. Die feuchte Erde, das Wasser, das darauf noch stand und kühl über ihre Hand strich. Jane tastete weiter.

Plötzlich zuckte sie zusammen.

Ihre Finger waren gegen etwas Hartes gestoßen. Jane wußte nicht, was es war, aber sie tastete noch einmal nach, bekam den Gegenstand zu fassen und zog ihn heran. Fast hätte sie vor Schreck geschrien. Was da so länglich zwischen ihren Fingern lag, war ein Knochen.

Ein Menschenknochen?

Hastig ließ Jane das Fundstück fallen und stand auf. Sie zitterte plötzlich. Die Detektivin ahnte, daß sie in einer Knochengrube oder in einem Knochenschacht gelandet war. Die Gebeine hatten sich glatt angefühlt, als würden sie schon seit längerer Zeit hier liegen. Vielleicht waren sie auch abgenagt worden. Sollte das der Fall sein, mußten hier irgendwo Ghouls hausen. Wenn Jane daran dachte, wurde ihr fast schlecht vor Angst.

Ein paar zögernde Schritte ging sie nach vorn. Sie blieb stehen, als sie mit der Fußspitze gegen einen harten Gegenstand stieß. Er rollte von ihr weg. Sie bückte sich, ging ein Stück und bekam den Gegenstand zu fassen.

Oben war er rund.

Ein Schädel!

Himmel, sie war gegen einen knöchernen Schädel getreten!

Abermals zuckte Jane zusammen. Ein Schüttelfrost durchlief sie, so als hätte sie Fieber.

Jane wollte und mußte hier raus.

Nur wie sollte sie das anstellen? Hoch konnte sie wohl, aber dann würde sie wieder vor der Eisenplatte stehen. Und der Weg nach vorn? War er ihr versperrt? Gab es ihn überhaupt?

Ihre Überlegungen wurden unterbrochen, als sie plötzlich einen dünnen hellen Streifen sah.

Jane zuckte zusammen. Ihr Herz klopfte wieder schneller. Das war Licht.

Und wo sich das Licht befand, da mußten vielleicht auch Menschen sein.

Rechts von ihr war der Lichtstreifen zu sehen. Er befand sich in Höhe des Erdbodens. Der Form nach zu urteilen, mußte er unter einer Tür herfallen.

Dann gab es doch einen Ausgang.

Jane lief auf den Schein zu, streckte ihre Arme aus, und die Hände ertasteten tatsächlich das raue Holz einer Tür. Und sie hielt plötzlich die Klinke umklammert.

Jetzt kam es darauf an.

Die Spannung in Jane Collins erreichte fast den Siedepunkt. War die Tür offen?

Und was lag dahinter?

Egal, schlimmer, als hier eingeschlossen zu sein, konnte es schon nicht werden. Jane drückte die Klinke nach unten und stellte fest, daß die Tür nicht verschlossen war.

Allerdings war sie ziemlich niedrig, so daß Jane den Kopf einziehen mußte, um die Schwelle zu übertreten.

Jane Collins verließ ihr finsternes Gefängnis und stand plötzlich in einer anderen Welt.

Der Raum vor ihr war gewaltig.

So riesengroß hätte sie ihn sich nicht vorgestellt. Sie sah in eine unterirdische Halle, und Jane kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, als sie die Einrichtung bemerkte.

So etwas Seltsames hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen und auch noch nie bemerkt. Und in einer Burg hätte sie es schon gar nicht erwartet.

Der Boden war glatt.

Er bestand aus schwarzen, viereckigen Steinen. Nahezu fugenlos waren sie aneinandergelegt worden und bedeckten die gesamte Fläche, so weit das Auge reichte. Die Wände zeigten die gleiche Glätte. Auch hier sah Jane die schwarzen Steine. Auf ihnen spiegelte sich das Licht wider, das von mehreren kleinen Kugellampen ausgestrahlt wurde. Sie waren in regelmäßigen Abständen zu beiden Seiten an den Wänden angebracht.

Etwa zwanzig Schritte weiter vorn sah Jane den Altar.

Er stellte überhaupt das Prunkstück des Raumes dar. Gebaut war er als eine gewaltige ovale Schale, die auf zwei Säulen ruhte und den Altar am oberen und unteren Ende stützten. Etwa drei Fuß hoch befand sich die Schale über dem Boden, und auch sie bestand aus einem schwarzen Material.

Überhaupt herrschte die Farbe schwarz vor. Ein kaltes, unwirkliches Schwarz, vor dem man sich fürchten konnte. Jane spürte genau die Atmosphäre hier unten. Sie strahlte etwas unsagbar Böses aus, ein grauenhaftes Omen, das dieses Gewölbe durchschwebte.

Kalt lief es der Detektivin den Rücken hinunter. Alles hatte sie hier unten erwartet, einen Folterkeller oder schaurige Gewölbe, nur so etwas nicht.

Vorsichtig ging sie weiter. Jane schritt auf Zehenspitzen dem Altar entgegen. Sie wollte nachschauen, ob sich etwas in der Opferschale befand. Als sie etwa fünf Yards zurückgelegt hatte, da hörte sie das Lachen und gleichzeitig die Schritte.

Jane blieb stehen.

Ohne daß es ihr bewußt wurde, versteckte sie die Astra-Pistole in

der rechten Rocktasche.

Im nächsten Augenblick sah sie die Gestalt. Sie löste sich aus dem Teil der unterirdischen Halle, die im Dunklen lag, und kam mit gemessenen Schritten näher.

Jane Collins hatte sich nicht verhört. Das Lachen war tatsächlich das einer Frau gewesen, die sich langsam hervorschälte, wobei ihr Gesicht in Kopfhöhe über dem Boden zu schweben schien.

Das war jedoch eine Täuschung, denn Jane erkannte, daß die Frau einen schwarzen Umhang trug, der sich kaum von der Farbe des Bodens abhob.

Und sie sah etwas, das sie sehr entsetzte.

In der linken und auch der rechten Hand hielt die Frau jeweils ein langes Messer.

Von den beiden Klingen tropfte Blut...

Marga Frambon fuhr einen Ford Kombi. Die Ladefläche war voll, da paßte nichts mehr hinein. Auf ihr stapelten sich Kisten und Kartons. Alle waren gefüllt mit Obst und Dosen. Marga Frambon hatte Vorräte einkaufen müssen.

Auf der Rückbank standen ebenfalls Kisten, und wir mußten uns dazwischenquetschen.

Ich hatte den Einsatzkoffer im Leihwagen gelassen. Die wichtigsten Waffen hatten wir mitgenommen. Es fehlte nur noch Desteros Schwert, aber das lag in London.

»Es wird etwas unbequem werden«, sagte die Köchin und lächelte entschuldigend.

Ich winkte ab. »Das macht nichts. Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen.«

»Da haben Sie recht«, lachte sie.

Ich warf Suko einen Blick zu. Der Chinese hatte sich so klein wie möglich gemacht. Er wollte mir nicht viel Platz wegnehmen.

Sir Archibald Rihm und Carlo Lei standen in der offenen Tür der Konditorei. Sie winkten, als Marga Frambon den Wagenschlag zu drosch. Dann fuhren wir ab.

In den Plan, wie wir möglichst ungesehen in die Burg gelangen konnten, hatte uns Marga Frambon eingeweiht. Es gab an der Ostseite den Lieferanteneingang, durch den Celine Wald auch die Burg verlassen hatte. Hier wollten wir hinein. Aber Genaues konnten wir erst an Ort und Stelle feststellen.

Das Wetter zeigte sich nicht von der besten Seite. Graue Wolken türmten sich am Himmel. Sie umkreisten die Spitzen der Berge oder fielen langsam als gewaltige Schleier den Hochtälern entgegen. Ein schwacher Wind wehte nur, und auf den Kämmen der Dreitausender glitzerte das Eis.

»Gibt es noch mehr Personal in der Burg?« erkundigte ich mich bei der Köchin.

»Ja, wir haben einen Diener und noch drei weitere Küchenhilfen.«

»Auf welcher Seite steht der Diener?«

Marga Frambon lachte bitter. »Lukas ist seiner Herrschaft treu ergeben. Der wird Ihnen nicht helfen, der ist Ihr Feind.«

»Und die anderen in der Küche?«

»Dafür kann ich ebenfalls meine Hand nicht ins Feuer legen. Sie müssen zusehen, daß sie unentdeckt bleiben.«

»Wer lädt den Wagen ab?«

»Die Gehilfen und ich.«

Suko hatte eine Idee. »Können Sie uns nicht den Schlüssel für den Lieferanteneingang überlassen?«

Da zuckte die Köchin zusammen. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da von mir verlangen?«

»Ja, es ist sehr viel, aber wir sehen keine andere Möglichkeit.«

»Herr Schreiber wird mich entlassen. Er verträgt es nicht, wenn sich sein Personal gegen ihn stellt. Das müssen Sie verstehen.«

Ich mischte mich ein. »Wenn Herr Schreiber wirklich der ist, für den wir ihn halten, dann müssen Sie sich sowieso eine neue Arbeitsstelle suchen, Frau Frambon.«

Die Köchin schwieg. Sie betätigte den Blinker und bog in eine schmale Straße ein, die in die Berge hochführte. »Hier hat man Celine Wald gefunden«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Glauben Sie denn an einen Unfall?« fragte ich.

»Ich weiß es selbst nicht.«

Die Burg war nicht zu sehen.

Ich verrenkte mir fast den Hals, doch der Wald nahm mir leider die Sicht.

»Wie ist das mit dem Schlüssel?« erinnerte Suko die Frau.

Tief atmete Margot Frambon durch. Dann sagte sie: »Ich weiß, welches Risiko ich eingehe, aber ich werde Ihnen den Schlüssel geben.« Sie nahm eine Hand vom Volant und griff in die Tasche ihrer dreiviertellangen Jacke.

Mehrere Schlüssel klimperten gegeneinander. Sie drehte die Hand nach hinten. »Bitte sehr.«

Suko nahm sie entgegen.

»Und zu keinem ein Wort, Frau Frambon!« schärfte ich ihr noch einmal ein.

»Ich bin doch nicht lebensmüde«, erwiderte sie trocken.

Die Köchin gefiel mir. Sie war eine Frau aus dem Leben. Mit der Übergabe des Schlüssels hatte sie uns einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Kurve auf Kurve folgte. Man merkte der Frau an, daß sie die Strecke nicht zum erstenmal fuhr, denn sie nahm die Kehren mit Routine.

Dann sah ich die Burg. Ich konnte für einen Moment über die Baumwipfel hinwegschauen, und ich hatte den Eindruck, die Burg würde direkt am Berg kleben. Oberhalb der Burg gab es keine Bäume mehr, nur noch nacktes Gestein und Fels, der grün

schimmerte, weil Moos und Flechten auf seiner Oberfläche wuchsen.

Ich hätte den rechts abführenden Weg nicht gesehen, aber die Frau kannte ihn. Geschickt zog sie den Kombi in eine Kurve und bog in die schmale Zufahrt ein.

»Der Weg endet vor der Burg«, erklärte sie.

Ich nickte.

Langsam breitete sich auch in mir die Spannung aus. Ich schaute nach links und rechts.

Eng waren die Kurven. Bäume wuchsen am Wegrand. Manchmal kratzten Zweige über das Dach und die Scheiben.

War es zuvor noch hell gewesen, so erfüllte jetzt Dämmerlicht die kurvenreiche Strecke. Marga Frambon hatte das Licht eingeschaltet. Die beiden Scheinwerfer malten helle Flecken auf die Fahrbahn.

Immer wieder stellte ich mir die Frage, ob der Spuk uns bereits erwarten würde. Hatte er unter Umständen entdeckt, daß wir uns einem seiner Stützpunkte näherten? Lange hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Er war der Dämon, der die Seelen der getöteten Schwarzblüter, die versagt hatten, sammelte. Und er ließ sie nie mehr los, bis auf eine Ausnahme.

Das war Dr. Tod gewesen, dessen gefangene Seele auf Asmodinas Betreiben hin in den Körper des Mafioso Solo Morasso gewandert war.

Ansonsten behielt der Spuk, was er in die Klauen bekam.

Seine Diener waren die Schatten. Auch er selbst zeigte sich meist nur als Schatten. Tatsächlich jedoch sah er aus wie ein Reptil, und ich mußte an die beiden Wesen denken, die uns in dem Lokal überfallen und Pykka getötet hatten. Dort waren sie in ihrer richtigen Gestalt aufgetreten.

Ich hatte dem Spuk auch schon direkt gegenübergestanden, aber nie war es mir gelungen, ihn zu vernichten. Er hatte immer wieder entkommen können.

Würde es diesmal anders sein?

»Wir sind gleich da.« Die Stimme der Köchin unterbrach meine Gedanken.

Ich nickte.

Suko schaute durch die Scheibe. Die Augen hatte er leicht zusammengekniffen, seine Wangenmuskeln waren gespannt. Scharf spannte sich das Fleisch über den Knochen.

»Hast du was?« fragte ich ihn.

Mein Freund hob die Schultern. »Ich weiß nicht, aber irgend etwas scheint nicht zu stimmen.«

»Wieso?«

»Fällt dir nichts auf? Man sieht kaum noch Licht. Mir kommt es vor, als würden wir durch einen Tunnel fahren.«

»Das ist der Wald.«

Da hörten wir das Lachen.

Beide zuckten wir zusammen, denn das Gelächter war das eines Mannes gewesen, doch ausgestoßen hatte es eine Frau.

Marga Frambon!

Bevor wir noch reagieren konnten, handelte sie. Sie warf sich blitzschnell zur Seite, öffnete die Wagentür und katapultierte sich aus dem Wagen.

Im Wegfallen sah ich, wie aus ihrem normalen Körper ein Schatten wurde.

Dann war sie verschwunden.

Sie hatte uns noch gelehmt. Bevor sie sich aus dem Wagen fallen ließ, hatte sie das Lenkrad nach rechts gedreht. Die beiden Räder waren eingeschlagen, und der Wagen kam vom Weg ab. Eine Sekunde später rollte er schon über den Rand und kippte nach vorn...

Jane blieb stehen und sagte nichts.

Über die Opferschale hinweg schauten sich die beiden Frauen an. Die andere mußte wohl zu den Gästen des Schlosses gehören.

Sie war älter als die Detektivin, und ihr rundes Gesicht zeigte irgendwie einen verlebten Ausdruck, als hätte sie nächtelang durchgemacht und gezecht. Die Kraushaarfrisur bestand aus zahlreichen Locken, die ihr auch in die Stirn fielen. Die Wangen wirkten etwas dick, und die Finger waren mit zahlreichen Ringen behängt. Die Mundwinkel zeigten einen zynischen Zug, und Jane glaubte, in den Augen der Frau eine nur mühsam unterdrückte Gier zu lesen.

Als sie jetzt zwei Schritte vorging, klaffte der schwarze Umhang auseinander.

Jane stellte fest, daß die Frau darunter nur ihre nackte Haut trug. »Guten Tag«, sagte die Unbekannte und lächelte. »Ich heiße dich herzlich willkommen, liebe Freundin.«

Ob ich deine Freundin bin, wird sich noch herausstellen, dachte Jane, lächelte jedoch zurück.

»Wie heißt du?« fragte die Frau.

»Jane Collins.«

»Hatte ich es mir doch gedacht. Du bist sicherlich der Ersatz für unsere liebe Celine?«

»Ja.«

»Es freut mich, daß der Meister so schnell jemanden gefunden hat. Ich bin übrigens Dodo Dorano.«

»Angenehm«, sagte Jane Collins. Ansonsten schwieg sie. Jane wußte nicht, wie sie sich der Frau gegenüber verhalten sollte. Um Hilfe konnte sie Dodo Dorano nicht bitten, denn das Weib stand voll auf der Seite des Meisters.

Und daß der Meister mit Gordon Schreiber identisch war, daran gab es nicht den geringsten Zweifel.

»Du bist so schweigsam«, lächelte Dodo. »Habe ich dir etwas

getan?«

»Nein, nein, es ist nur ein wenig fremd hier.« Jane deutete in die Runde.

»Was geschieht eigentlich?«

Dodo lachte schrill. »Das fragst du noch? Hat der Meister dich denn nicht eingeweiht?«

»Noch nicht.«

»Dann will ich es tun. Wir feiern Partys. Aber ganz bestimmte, meine Liebe. Hast du schon etwas von schwarzen Messen gehört?« Bevor Jane antworten konnte, sagte sie: »Natürlich wirst du es gehört haben. Du kommst ja aus England, wo es die meisten Hexen gibt und die herrlichsten schwarzen Messen gefeiert werden. Aber wir hier sind sogar noch besser.«

»Inwiefern?«

»Nun, wir haben einen echten Kontakt hergestellt. Zwar nicht mit dem Teufel, wie viele unserer Schwestern versuchen, es aber nicht schaffen, sondern mit einem anderen mächtigen Dämon. Der Spuk ist auf uns aufmerksam geworden. Kennst du ihn?«

Und ob Jane den kannte. Schließlich hatte sie sich schon in seinem Reich befunden. Unbekleidet hatte sie vor seinem Thron gelegen, und es war John Sinclair im letzten Augenblick gelungen, sie zu retten. Deshalb war es kein Wunder, daß Jane eine Gänsehaut über den Rücken lief, als sie die Worte der Frau vernahm.

»Du kennst ihn nicht, oder?«

»Nein«, log Jane.

»Aber er wird erscheinen, denn die Burg gehört ihm, nicht einmal dem Meister. Er hat sie nur vom Spuk zur Verfügung gestellt bekommen, damit wir ungestört unsere Feste feiern können. Du bist herzlich eingeladen.« Sie winkte mit dem Messer. »Komm her zu mir, kleine Jane.«

Die Detektivin zögerte. Diese Szene in der kalten Halle war so

unwirklich, so makaber, daß Jane schon an einen Traum dachte. Auch die Frau vor ihr, die äußerlich so wenig Dämonisches an sich hatte, doch im Innern grausam und gemein sein mußte.

Aber Jane mußte mitspielen, ob sie wollte oder nicht. Sie hatte sich darauf eingelassen, und ein Zurück gab es nicht mehr.

Tief atmete sie ein.

Dodo ging ein wenig zur Seite und breitete die Arme aus. Die beiden Messer ließ sie nicht los, und als sie Jane aufforderte, in ihre Arme zu kommen, schüttelte die Detektivin den Kopf.

»Nein, ich will nicht.«

»Wir müssen unseren Bund durch den Bruderkuß besiegeln.« Die Stimme der Frau klang so, als würde sie keinen Widerspruch dulden, und Jane fügte sich.

Dodo Dorano schloß die Arme um Jane Collins. Für einen Moment dachte Jane daran, daß die Frau ihr die blutigen Messer in den Rücken stoßen könnte, doch Dodo hatte daran kein Interesse. Statt dessen spürte Jane die Wange der Frau an der ihren, und sie merkte die Kälte, die Dodos Haut ausströmte.

Jane schien in den Armen der Frau zu Eis zu werden. Sie rührte sich nicht.

Dafür bewegte Dodo ihren Kopf, und die Lippen drückten sich gegen die Wange der Detektivin, während die Frau ihre Arme hinter Janes Rücken schloß.

Jane spürte den Kuß.

Sie versteifte noch mehr. Ein nie gekanntes Gefühl durchströmte sie. Die Berührung war ihr unangenehm, sie versuchte, die Frau wegzudrängen, war jedoch überrascht, mit welcher Kraft Dodo sie festhielt. Im ersten Augenblick hatte Jane den Verdacht gehabt, es mit einem weiblichen Vampir zu tun zu haben, doch ihre Zähne spürte sie nicht auf ihrer Haut, statt dessen die Zunge, und sie fühlte es naß an ihrer Wange herabrinnen.

»Bitte«, quetschte sie hervor. »Laß mich...«

»Gleich, kleine Jane, gleich...«

Dodo Dorano hatte nicht zuviel versprochen. Sie ließ Jane tatsächlich los, trat zurück und schaute sie lächelnd an. Die Detektivin atmete auf.

Diese Berührung war ihr zuwider gewesen, ihr Innerstes hatte sich dagegen gestäubt, und jetzt wurden ihre Augen groß.

Sie sah Dodos Mund.

Er war zu einem Lächeln verzogen, das einen wissenden und spöttischen Ausdruck zugleich zeigte. Das allerdings war es nicht, was Jane so schauern ließ.

Sie sah sehr deutlich das Blut, das in den Mundwinkeln der Frau klebte.

»Der Bruderkuß!« flüsterte Dodo. »Nun gehörst du zu uns.«

Jane Collins bewegte wie in Zeitlupe den rechten Arm nach oben. Die Hand tastete über die Wange. Fingerspitzen fuhren auf der glatten Haut entlang und berührten die feuchte, klebrige Flüssigkeit.

Janes Finger zuckte zurück. Sie hielt die Hand vor ihr Gesicht und sah die roten Flecken.

Es war Blut!

Dodo Dorano lachte. Ihr war Janes Entsetzen durchaus nicht entgangen.

»So muß es sein«, sagte sie.

»Es ist dein Blut, nicht?« fragte Jane.

»Ja. Meins. Es hätte auch ein anderes sein können, aber du hast mich zuerst getroffen.«

»Was soll das heißen?«

»Daß ich jetzt deine Führerin bin und du mir gehorchen mußt. Gleichzeitig stehst du auch unter meinem Schutz. Du hättest auch Felix und Robert begegnen können.«

»Was sind das schon wieder für Leute?«

»Zwei Brüder.«

»Gehört sonst noch jemand zu der Gruppe?«

»Ja, meine Freundin. Eine Ärztin. Du wirst sie kennenlernen. Ihr Vater war Engländer, sie heißt Anke Book.« Plötzlich lachte Dodo unkontrolliert. »Wenn Anke erfährt, daß du jetzt mein Schützling bist, dann wird sie sich ärgern. Dabei hätte sie auch gehen können.«

Jane schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht«, sagte sie.

»Wieso muß ich dir gehorchen?«

»Weil mein Blutkuß dich getroffen hat.«

»Und?«

»Blut ist ein besonderer Saft, das steht schon im Faust. Aber mein Blut ist außergewöhnlich, es ist nicht mehr normal, sondern vom Spuk infiziert. Der Spuk und der Meister haben dafür gesorgt, daß ich ein Teil von ihnen werden konnte. Ich habe die große Weihe erfahren und durfte das Blut trinken.«

»Welches?«

»Dämonenblut!«

Jetzt war es heraus, und Jane Collins zitterte. In welch einen Alptraum war sie da hineingeraten? Entsprach das alles hier den Tatsachen? Kam sie jemals hier wieder heraus?

»Ich kann verstehen, daß du neugierig bist«, sagte Dodo. »Ich will auch deine Neugierde befriedigen. Komm, ich zeige dir alles.«

Jane ging mit. Sich zu weigern hätte wohl keinen Zweck gehabt, es war besser, sie spielte jetzt mit. Vielleicht ergab sich später noch eine Chance.

Die beiden so ungleichen Frauen schritten in den Hintergrund der großen Halle. Dodo Dorano hielt noch immer die Messer fest. Davon wollte sie sich nicht trennen.

Jane konnte erkennen, daß die Halle auch hier nicht leer war. Sie sah mehrere Töpfe und Gefäße, die etwas heller waren als der Steinboden, auf dem sie standen, aber durch Rohre miteinander in

Verbindung standen.

Sie blieben stehen. »Schau nach links«, sagte Dodo.

Die Detektivin wandte den Kopf. Das Rohr, das die Gefäße verband, lief an der Wand hoch und verschwand in der Decke.

»Von dort oben werden sie gefüllt«, erklärte ihr Dodo.

»Mit Blut?«

Dodo nickte. »Auch«, erwiderte sie. »Auch mit Blut, aber mit einem bestimmten.« Sie winkte Jane zu, ging schon vor und blieb neben dem größten Gefäß stehen.

»Ich will es dir zeigen, und du wirst überrascht sein, was wir schon alles geschafft haben.« Während der Worte streckte sie ihre rechte Hand aus, griff nach dem Deckel und hob ihn in die Höhe.

Jane konnte einen Blick in das Gefäß werfen.

Ein widerlicher Geruch stieg ihr entgegen. Die Flüssigkeit war ziemlich dick, zudem warm, so daß sie Blasen warf, die langsam an die Oberfläche trieben und dort mit einem satten Knall zerplatzen. Ein paar Spritzer trafen Jane Collins, und sie zuckte zurück.

»Das ist es«, sagte Dodo, »das ist das Geheimnis des Dämonenbluts. Wir haben es hergestellt. Der Spuk hat uns die Anleitung gegeben. Die genaue Mischung kennt nur der Meister.«

»Und woraus besteht es?«

»Es ist nicht nur das Blut abtrünniger Dämonen, sondern auch das von Tieren...«

»Und von Menschen?«

Da hob Dodo, die in der gebückten Haltung stand, den Kopf und schaute Jane Collins schräg von unten her an. »Ja, auch von Menschen, meine kleine Jane.«

Jane zeigte auf die Messer. Mit rauer Stimme fragte sie: »Hast du damit...?«

»Ja, damit habe ich getötet. Es ist noch nicht lange her. Ich wollte ja sehen, ob sich das Blut gut mit dem anderen vermischt hat. Der

Meister hatte mir den Auftrag gegeben.«

»Wen hast du getötet?«

»Rate mal!« Dodos Augen funkelten. Sie konnte die Gier jetzt nicht mehr zurückhalten.

»Menschen?«

»Nein, es waren Hähne.« Sie lachte. »Dir fällt ein Stein vom Herzen, kleine Jane, wie?«

»Ich werde keine Menschen töten«, erklärte Jane fest.

»Oh, das habe ich auch einmal gedacht. Doch dann lernte ich den Meister richtig kennen, und ich kostete zum ersten Mal vom Blut der Dämonen. Es war wie Rauschgift, wenn du verstehst, was ich meine. Ich habe früher mal ghascht. Aber alles hält den Vergleich zu einem Dämonentrank nicht aus, das mußt du mir glauben.« Sie deutete auf den Bottich. »Willst du einen Schluck nehmen, kleine Jane?«

»Nein.« Jane wich zurück.

»Und wenn ich es dir befehle?«

»Ich werde diesen Befehl verweigern!«

Für einen Moment sah es so aus, als wollte sich Dodo auf die Detektivin stürzen, doch dann ließ sie es bleiben und nickte nur. »Ganz wie du willst. Aber die Folgen hast du selbst zu tragen, das kann ich dir sagen.«

»Welche Folgen?«

»Darf ich dich daran erinnern, daß du jetzt meine Sklavin bist? Du mußt das tun, was ich will. Und hüte dich, mir noch einmal zu widersprechen.«

»Ich möchte jetzt wieder auf mein Zimmer«, sagte Jane. »Hier habe ich genug gesehen.«

Dodo lachte schrill. »Auf dein Zimmer wirst du nicht mehr kommen. Es bleibt überhaupt keine Zeit.«

»Und wieso nicht?«

»Weil die schwarze Messe gleich beginnt. Da, schau!«

Dodo drehte sich um. Als hätte sie einen Mechanismus ausgelöst, öffnete sich plötzlich ein Teil der Gewölberückwand und gab den Blick in den Stollen frei.

Rötliches Licht erhellte ihn. Und zwar so deutlich, daß Jane die Schatten der Männer und Frauen erkennen konnte, die den Stollen verließen.

Der Meister und sein Gefolge kamen...

Es gibt kritische Situationen, wo sich kurze Zeitspannen plötzlich endlos in die Länge ziehen. In einer ähnlichen Lage befanden sich Suko und ich.

Der Wagen kippte.

Und die Sekunden, die er noch auf dem Rand stand, kamen uns beide sehr lang vor.

»Raus!« schrie ich. Wobei ich es besser hatte, denn die Fahrertür auf meiner Seite stand auf.

Hinterher ist man immer schlauer. Aber in diesen Augenblicken wollte ich tatsächlich den Wagen verlassen und bewegte mich. Dadurch kam es zu einer Gewichtsverlagerung. Der Ford wurde an seiner Vorderseite beschwert und fiel.

Instinktiv kauerte ich mich zusammen. Ich hätte angeschnallt bleiben sollen, das war mein Gedanke, als der Wagen in die Tiefe krachte. Es gelang mir noch, mich zwischen Sitz und Fußbank zu drücken und meinen Kopf zu schützen, danach ging nichts mehr.

Suko und ich wurden zu einem Spielball der Gewalten.

Der Ford fiel nicht steil nach unten, sondern überschlug sich in der Luft.

Ich wußte plötzlich nicht mehr, wo oben oder unten war, die Ladung geriet in Bewegung kippte vornüber.

Mir krachten die verdammt Kisten und Kartons genau in den Nacken.

Ich spürte die Schläge und hörte gleichzeitig das häßliche Reißen, das entsteht, wenn sich Metall durchbiegt. Der Wagen wurde durchgeschüttelt, als würde die Faust eines Riesen gegen ihn donnern, dabei waren es nur die Bäume und Felskanten, gegen die der fallende Ford stieß und an einigen Stellen sogar von dem scharfen Gestein eingerissen wurde. Längst gab es kein heiles Fenster mehr. Ein Splitterregen prasselte auf uns nieder, die offene Tür riß ab, und ein Teil der Ladung rutschte auch nach draußen.

Aber der Wagen fiel nicht mehr.

Er stand still.

Ich hing noch immer eingeklemmt zwischen Sitz und Fußbank. Suko mußte sich irgendwo hinten befinden, und auf mir lagen die Kisten. Zwei hatten sich so verkantet, daß sie zu einer Art Schutzwall geworden waren und andere Gegenstände abgehalten hatten.

Ein paar Sekunden ließ ich verstreichen, dann vernahm ich das Räuspern hinter mir.

»Suko?«

»Noch vorhanden.«

Ich mußte grinsen. »Wie geht es?«

»Das weiß ich noch nicht. Mir ist nur dieses verdammte Obst in den Rücken gefallen, auf meinem Kopf liegt eine matschige Banane, und einen Pfirsich habe ich mit dem Ellbogen zerdrückt. Ansonsten ist alles klar. Bei dir auch, John?«

»Das will ich hoffen.«

»Wo hängen wir eigentlich?«

»Irgendwo an der Felswand. Kannst du nichts sehen?«

»Nein, die Kisten versperren mir die Sicht.«

»Ich versuche es mal«, erwiderte ich. So gut es ging, drehte ich mich um und stieß mit dem runden Schulterknochen gegen die verkanteten Kisten. Dann drückte ich sie hoch. Ich wollte vorsichtig zu Werke gehen, zuviel Bewegung konnte sich schädlich auswirken,

der Wagen könnte das Gleichgewicht verlieren und weiter stürzen.

Zum Glück befand er sich in einer — wenn auch schrägen — Normallage.

Er stand also nicht auf dem Kopf, und wir konnten ihn ziemlich sicher verlassen.

Ich stemmte auch die zweite Kiste zurück und warf einen Blick auf den leeren Fahrersitz.

Die Tür daneben war abgerissen worden. Mein Blick fiel nach draußen.

Ich schaute auf die Äste zahlreicher Bäume, die sich mit ihrem Wurzelwerk an die Felswand gekrallt hatten.

Sie hatten den schweren Wagen gehalten.

Wenn sie den hielten, würden sie auch uns tragen.

»Aussteigen!« rief ich Suko zu. Bei diesem Wort kroch ich schon über den Fahrersitz auf den Ausstieg zu. Ein Baumast befand sich dicht vor mir. Ich packte ihn, hielt fest und konnte mich so aus den Wagen ziehen.

Als ich den Kopf ins Freie streckte, hörte ich das Plätschern. Ein Bach war es nicht, der stank nicht so.

Benzin lief aus. Durch den Aufprall mußte der Tank beschädigt worden sein.

Ich hockte auf einem Kiefernast, dessen Nadeln mir ins Gesicht stachen und die Haut malträtierten.

»Komm rüber!« rief ich Suko zu. »Aber sei vorsichtig. Am besten, du kletterst über meinen Sitz, wenn du die Lehne noch umlegen kannst.«

»Will's versuchen!«

Ich sah mir inzwischen den Wagen an. Er hing wirklich auf einem sehr schmalen Grat und wurde von den Zweigen und Ästen der Bäume gehalten. Und er lag auch nicht völlig ruhig, sondern wippte hin und her.

Es warf einen Blick nach oben. Was ich sah, war keine Offenbarung. Wir mußten tatsächlich die Felswand hoch, um auf den Weg zu gelangen.

Das würde eine eklige Schufterei werden, soviel stand fest.

Es schien mir auch heller geworden zu sein. Die dunklen Schatten waren verschwunden.

Schatten! Da war ich wieder beim Thema. Der Spuk hatte seine Hände in diesem schmutzigen Spiel. Die Köchin war von ihm beeinflußt worden, in sie waren die Schatten direkt hineingefahren und hatten reagiert. Noch etwas kam hinzu.

Schatten konnte man als amorph, als gestaltlos bezeichnen. Derer wurde man nicht Herr, die nahmen keine Kugel auf, eben weil sie keine Gestalt hatten.

Gegen Schatten zu kämpfen war ein Ding der Unmöglichkeit. Allerdings hatte ich festgestellt, und das schon vor einiger Zeit, daß sie mich auch kaum packen konnten, denn mein Kreuz stieß sie heftig ab. Die weißmagische Aura, die das Kreuz verbreitete, war für die Schatten ein Greuel. Sie konnten deshalb nicht in meinen Körper eindringen und ihn verändern sowie meine Seele in Besitz nehmen.

Lauerten sie vielleicht irgendwo?

Ich hockte in der Baumkrone, klammerte mich fest und blickte mich um.

Nein, ich sah sie nicht. Sie waren daran zu erkennen, daß sie dunkler waren als normale Schatten und dabei hin und her huschten. Suko hatte es auch geschafft. Ich sah seinen Kopf im Loch an der Fahrerseite.

Er winkte mir zu.

Und dann hörte ich das Knacken.

Es war ein Geräusch, das scharf durch die Stille schnitt.

Ich senkte den Kopf. Schräg unter mir, wo die Wand etwas vorsprang, entdeckte ich eine Bewegung.

Ein Schatten?

Ja und nein, denn er hatte sich materialisiert. Der Schatten hatte die Gestalt des Echsenköpfigen angenommen. Und er hielt etwas in der Hand.

Eine Lanze — aber eine feurige.

Ich ahnte die Gefahr mehr, als daß ich sie mit meinen Sinnen erfaßte.

Ich dachte in diesen Sekunden nur an das Benzin und schrie Suko zu.

»Weg hier!«

Der Chinese verstand. Hatte er sich vorhin noch vorsichtig bewegt, so sprang er jetzt.

Mit vollem Gewicht warf er sich in den Baum hinein, in dem auch ich hockte. Der Wagen, an dem er sich noch abgestützt hatte, schwankte plötzlich, bekam das Übergewicht und fiel.

Im selben Augenblick flammte unten etwas auf. Der materialisierte Schatten hatte das ausgelaufene Benzin angezündet.

Sofort fing das Material Feuer. Es puffte förmlich hoch, breitete sich blitzschnell aus, und innerhalb von Sekunden war der fallende Wagen in eine feurige Lohe gehüllt.

Ich war längst nicht mehr sitzen geblieben, sondern hatte mich nach vorn geworfen. Wie ein Berserker krachte ich in die Zweige des nächsten Baumes. Sie schlugen mir gegen das Gesicht, es gab lange Kratzer, und ich vernahm unter mir das Krachen, als Suko ebenfalls in den Baum hechtete.

Dann flog der Wagen in die Luft.

Zum Glück war der Wagen tiefer gefallen, und doch traf uns die Druckwelle. Plötzlich wurde der Baum durchgeschüttelt und bog sich der Felswand entgegen.

Ich kam mir vor wie ein Vogel im Nest, biß die Zähne zusammen und hielt eisern fest.

Dann war alles vorbei. Auch wir hatten die Explosion überstanden, ohne körperliche Schäden zu nehmen.

Unter uns brannte der Wagen aus. Fette Rauchwolken stiegen wie Nebel hoch und vermischten sich mit tiefhängenden Wolken. Es knatterte und knisterte, der Gestank von verbranntem Gummi kitzelte meine Nase und reizte meinen Rachen.

Ich mußte husten.

»Alles klar?« hörte ich Suko fragen.

»Ja. Und du?«

»Auch okay. Die Bäume halten mehr aus, als ich erst gedacht hatte.«

»Müssen Sie auch. Denk nur mal an die Stürme, die hier in den Bergen toben.«

»Da sagst du was.«

Unter mir bewegten sich die Zweige heftiger. Suko kletterte nach oben.

Ich befand mich bereits in ziemlicher Höhe und hielt nach einem bequemen Weg Ausschau. Schließlich wollten wir wieder auf die zur Burg führende Straße gelangen.

Wir mußten an den Felsen hoch, eine andere Möglichkeit gab es für uns nicht.

Da entdeckte ich einen kleinen Vorsprung. Er war nicht weit entfernt und mit Gebüsch bewachsen. Auch sah mir der Hang dort nicht so steil aus wie an der Stelle, wo wir uns jetzt befanden.

Ich sagte Suko Bescheid.

Der Chinese war einverstanden.

Wir versuchten es. Zuerst klebten wir wie die Fliegen an der Felswand.

Zum Glück gab es genügend Spalten und kleinere Vorsprünge, an denen wir uns festhalten konnten.

Yard für Yard näherten wir uns dem kleinen Plateau, während der

Wagen völlig ausbrannte.

Da geschah es.

Ein Schatten fiel auf mich und zuckte auch über die Felswand. Suko, der sich neben mir hielt, hatte ihn ebenfalls bemerkt.

»John!« zischte er. »Sie greifen an!«

Das taten sie tatsächlich!

Jane Collins starrte der seltsamen Prozession entgegen. Ihr Magen schien zu einem Klumpen zusammenzuwachsen. Es fiel ihr schwer, Luft zu holen, sie preßte die Lippen aufeinander und atmete nur durch die Nase.

Jetzt kamen die Vorwürfe. Sie ärgerte sich, daß sie nicht schon vorher reagiert hatte. Sie hätte es gar nicht so weit kommen lassen sollen, daß die andere sie küßte.

Nun war es zu spät.

Jane Collins hatte die Folgen selbst zu tragen.

»Siehst du, kleine Jane«, flüsterte Dodo Dorano neben ihr, »das sind meine Freunde.«

Mit ebenso leiser Stimme stellte Dodo die Personen vor, die das Gewölbe betraten. »Die schmale Frau mit den kurzen Haaren und dem etwas arroganten Gesicht, das ist meine Freundin Anke Book. Sie ist Ärztin, Nervenärztin und braucht Abwechslung, was ihr der Beruf anscheinend nicht bieten kann.« Dodo kicherte hohl, und Jane Collins sah, daß diese Anke Book das gleiche Gewand trug wie Dodo. Bei jedem Schritt klaffte es auseinander. Auch Anke Book trug unter dem Gewand nur die nackte Haut.

Hinter ihr gingen Männer, die schwarze Kerzen in den Händen hielten.

»Diese beiden, das sind Robert und Felix.« Sie streckte den Arm aus. »Robert ist der etwas dickere Typ mit der Goldrandbrille. Er redet nicht viel, ist unheimlich gemütlich, aber bei unseren Festen

immer voll da. Er trinkt gern Saft.«

Jane hörte nicht mehr auf das Geflüster der Frau. Sie schaute sich die restlichen Männer selbst an.

Felix fiel auf. Er hatte glattes Haar, ging sehr gerade und stolz, hielt den Kopf hoch, der an der Stirn ziemlich breit war, zum Kinn jedoch schmal zulief, so daß Jane unwillkürlich an die Form eines Dreiecks erinnert wurde. Felix hatte eine markante Nase, die wie ein Erker aus seinem Gesicht stieß. Beide Männer trugen ebenfalls die Gewänder und auch nichts darunter. Jane Collins schienen sie überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Blieb noch der dritte, der Meister.

Gordon Schreiber hatte sich ebenfalls umgezogen. Er trug einen Mantel, der einen hohen Schalkragen aufwies und den Nacken völlig verdeckte.

Der Mantel war vorn offen. Auf der Haut des Meisters lag ein pechschwarzes Trikot. Er hatte die Hände zusammengelegt und schaute starr geradeaus. Auch ihn schien die nähere Umgebung nicht zu interessieren.

Das waren sie also.

Jane hatte sich die Personen genau angesehen. Keine gefiel ihr, und sie konnte sich vorstellen, daß das Feiern von schwarzen Messen ihnen einen ungeheuren Spaß bereitere.

Der Eingang hatte sich hinter ihnen wieder geschlossen, so daß Jane diese Fluchtchance versperrt war.

Sie ärgerte sich.

Die Prozession stoppte neben der auf den Stützen stehenden ovalen Schale. Die Personen verteilten sich darum, und dann steckten Robert und Felix die beiden Kerzen in Halter, die Jane von ihrem Standort aus nicht sehen konnte.

Dort brannten sie weiter.

Jane fühlte Dodos Hand an ihrer Hüfte. Die beiden Messer hatte

die Frau weggesteckt. Sie waren irgendwo im Innenfutter des Umhangs verschwunden.

Mit den Fingern griff Dodo zu. Sie kniff Jane. »Los, Kleine, wir wollen hier nicht anwachsen. Gehen wir zu ihnen.«

»Muß das sein?«

»Stell dich nicht so an!«

Jane Collins blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl der Frau zu folgen. Die Gäste und der Meister selbst hatten sich um die ovale Schale aufgebaut. Der Meister stand auf der Schmalseite, während die anderen links und rechts von ihm Aufstellung genommen hatten.

Niemand sprach ein Wort. Es war still. Deshalb klangen die Schritte der Frauen doppelt so laut, als sie auf die Schale zutraten und etwa einen Schritt davor stehenblieben.

Aber so, daß der Meister sie ansehen konnte, ohne erst den Kopf zu drehen.

Er schaute sie auch an.

Zuerst Dodo, die ihr rundes Gesicht in Strahlemannfalten legte, wobei die Augen glänzten.

»Ich habe sie mir als Freundin auserkoren, Meister!«

Schreiber nickte, sonst sagte er nichts.

Dafür mischte sich Anke Book ein. »Das konnte sie gar nicht. Ich bin nicht gefragt worden. Und auch Robert und Felix hätten wohl auch gern mitgeredet.«

Die beiden nickten.

»Keine von euch wird sie bekommen«, sagte der Meister mit ruhiger Stimme.

Da schwiegen die Frauen.

Jane hatte die Worte ebenfalls vernommen, und ihr war es gar nicht recht, daß Schreiber so etwas gesagt hatte. Das konnte nur bedeuten, daß er Jane für sich selbst wollte.

Und sie erhielt auch sehr bald die Bestätigung.

»Ich«, sagte der Meister, und seine Stimme nahm an Schärfe zu, »habe sie geholt. Und deshalb wird sie mir gehören, mir ganz allein.« Er blickte Jane nicht an, als er sprach, sondern Dodo Dorano. »Ich verstehe dich, Schwester«, fuhr er fort. »Du hast ihr den Blutkuß gegeben. Er ist ja noch zu sehen, und deshalb werde ich dich nicht vergessen.«

Dodo verneigte sich. »Ich danke dir, Meister!«

Jane hätte normalerweise über diese Komödie gelacht — wenn sie eine gewesen wäre. Doch hier standen erwachsene Menschen, die mit der Hölle einen grausamen Pakt geschlossen hatten und mit allen Kräften versuchten, diesen Pakt zu erfüllen.

Der Meister sprach weiter. »Wie ihr alle wißt, gehört diese Burg nicht mir, sondern einem Größeren, dem Spuk. Er und seine Diener sorgen dafür, daß wir hier ungestört sind und ihm die Seelen zuführen können. Mit ihm spreche ich über alles. Er ist mit uns sehr zufrieden, er freut sich über jede von euch oder fast jede, denn ich habe mit ihm auch über Jane Collins gesprochen. Als ich den Namen erwähnte, da horchte der Spuk auf. Und plötzlich erklärte er mir, was es mit dieser Jane Collins auf sich hat. Unsere kleine Freundin ist nicht so harmlos, wie sie sich gibt. Im Gegenteil, sie ist eine Feindin der Höllenmächte und eine Feindin des Spuks. Sie arbeitet mit einem Mann zusammen, der John Sinclair heißt und den sie auch den Geisterjäger nennen. Wo Jane Collins ist, befindet sich auch John Sinclair, das kann man ruhig sagen!«

Die Detektivin wußte, was diese Worte zu bedeuten hatten. Sie war durchschaut!

Alles nur Trick, alles nur Täuschung! Gordon Schreiber hatte genau gewußt, wen er vor sich hatte.

Wo Jane Collins ist, da befindet sich auch John Sinclair! So hatte er gesprochen.

Die Detektivin lachte innerlich auf. Wenn es nur so wäre, aber John

befand sich in London, und er ahnte nicht einmal, in welcher Situation sie steckte.

Ein kalter Schauer rann über ihren Rücken, erfaßte ihren gesamten Körper und zog ihn zusammen.

Durchschaut!

Dieses eine Wort brannte in ihrem Gehirn und ließ sich nicht mehr fortwischen.

»Nun, Jane Collins?« Zum erstenmal wandte sich Schreiber seiner neuen »Sekretärin« zu. »Was sagst du dazu?«

»Es stimmt!«

»Ha«, lachte er. »Sie gibt es zu. Habt ihr es gehört? Sie gibt zu, daß sie nicht auf unserer Seite steht!«

Neben Jane stieß Dodo Dorano einen fauchenden Laut aus. »Und dir habe ich vertraut. Dich habe ich zu meiner Sklavin gemacht, und du hast von mir den Bruderkuß bekommen!« Ihre Augen funkelten wild, und plötzlich hielt sie wieder die beiden Messer in den Händen. Es sah so aus, als wollte sie sich auf die Detektivin stürzen, die sicherheitshalber einen Schritt zur Seite trat, doch die Stimme des Meisters hielt Dodo zurück.

»Nein, noch nicht!«

Da senkte Dodo die Arme.

Anke Book aber lachte. Ihr schmales Gesicht verzog sich. »Es freut mich, Dodo, daß du mal reingefallen bist. Du willst ja alles an dich reißen. Jetzt endlich hast du die Quittung bekommen, du vorlautes Weib!«

Dodo fuhr herum. Die beiden Frauen gifteten sich mit Blicken an, während die Männer nichts sagten.

Felix hatte nur seine Augenbrauen weiter in die Höhe gebogen und die Mundwinkel verzogen, ansonsten hielt er sich zurück und sagte kein einziges Wort.

Robert lächelte. Überhaupt schien das Lächeln um seine Lippen

festgefroren zu sein.

Er konnte Jane jedoch nicht täuschen. Dieser Mann war ebenso gefährlich wie die anderen.

»Wie ich euch erzählte«, fuhr Gordon Schreiber fort, »habe ich mit dem Spuk gesprochen. Sogar sehr ausführlich redete ich über dieses Problem, und wie ich war er dafür, daß wir es ein für allemal aus der Welt schaffen. Mit anderen Worten: Jane Collins wird diese Burg nur als Tote verlassen. Ihr Blut wird sich mit dem der Dämonen mischen und zu einer brisanten Mixtur werden. Der Spuk wird ihre Seele aus dem Körper reißen und sie mit in sein Reich nehmen, wo sie bis in alle Ewigkeiten Höllenqualen ausstehen wird. Das haben wir beschlossen, so werden wir es ausführen!«

Der Meister schaute sich um, er erntete beifälliges Nicken. Keiner widersprach ihm.

Auch Jane sagte kein Wort. Sie dachte jedoch an ihre Astra, den letzten Trumpf, den sie noch ausspielen konnte, wenn es hart auf hart ging.

Schreiber deutete auf die ovale Opferschale. »Dort wirst du liegen, Jane Collins, und dein Blut wird in dieser Schale aufgefangen und anschließend mit dem anderen vermischt. Danach werden wir ein Fest feiern, wie es diese Burg noch nicht erlebt hat. Doch alles muß seine Richtigkeit haben, deshalb hat der Spuk seinen Diener geschickt, der erst noch das Urteil aussprechen soll. Du kennst ihn, Jane Collins. Er befindet sich bereits hier. Ich spüre ihn.«

Die anderen drehten sich um. Auch Jane wandte den Kopf, schaute in den Hintergrund der schwarzen Halle.

Dort löste sich eine Gestalt.

Langsam kam sie näher. Zuerst hob sie sich kaum vom Hintergrund ab, da sie selbst in dunkles Zeug gekleidet war. Ein fast schwarzer Anzug, dafür ein weißes Hemd. Graue Haare, die wirr vom Kopf standen. Ein verwüstetes Gesicht, ein aufgeklappter Mund, aus dem

ein häßliches Kichern drang. Unter seinen linken Arm hatte er sein Buch geklemmt, in der rechten Hand hielt er einen Hammer aus bleichem Holz.

Jane kannte die Gestalt.

Es war Maddox, der Dämonenrichter!

Ich spürte die Gefahr körperlich. Der kalte Hauch des Todes streifte mich. Vor meinen Augen wurde es für einen Moment dunkel, als die Schatten über mich hinwegglitten.

Mit einer Hand hielt ich mich an einem Vorsprung fest, mit der anderen holte ich mein Kreuz hervor und ließ es vor der Brust baumeln. Es bildete den besten Schutz gegen die Schatten.

Dann drehte ich mich um.

Die Schatten waren verschwunden. Sie waren wie ein Hauch gewesen, eine Warnung, doch ich glaubte nicht, daß sie schon aufgegeben hatten.

Der Meinung war auch Suko, als ich mit ihm über dieses Problem sprach. »Die sind noch da, John«, sagte er.

»Dann weiter!«

Wir mußten zusehen, daß wir so rasch wie möglich das kleine Plateau erreichten, denn hier an der Wand waren wir doch verdammt hilflos. Und sie kamen wieder.

Diesmal aber nicht als Schatten, sondern in einer Gestalt, die ich bereits kannte.

Die Echsenköpfigen hockten auf fledermausartigen Flugtieren mit langen Schnäbeln, die mich an die Vögel der Urzeit erinnerten. Sie flogen dicht über den Bäumen, hielten ihre Lanzen fest umklammert, und ihre Absicht war klar.

Sie wollten uns töten!

Suko hatte sich schon halb umgedreht. Auch er vernahm das Rauschen der Flügel und tat das gleiche wie ich.

Er zog seine Waffe.

Es war schon eine verdamnte Lage, in der wir uns befanden. Beide hingen wir an der Felswand und sahen die Flugmonster mit ihren makabren Reitern, die Kurs auf uns nahmen.

Wieder hatten wir unsere Waffen gezogen. Auf einen langen Kampf konnten wir uns nicht einlassen. Wir mußten die beiden Wesen so schnell wie möglich ausschalten.

Ich schoß zuerst.

Es war ein etwas ungezielter Schuß, und ich fehlte.

Dafür jedoch flammten die Lanzen der Spukdiener an der Spitze auf und wurden zu regelrechten Feuerstreifen.

Jetzt nahm die Gefahr noch mehr zu. Zudem flogen die Echsenwesen nicht in einer Linie, sondern einen Zickzackkurs, so daß sie kaum zu treffen waren.

Etwa vier Schritte vor mir hockte Suko. Er hatte einen schmalen Grat gefunden, wo er einen besseren Halt fand als ich, denn ich stand mehr als unbequem.

Suko zog durch.

Zweimal schoß er.

Ich sah die beiden Silberkugeln nicht, bekam aber mit, wie das echsenköpfige Monster zusammenzuckte und nach hinten geworfen wurde. Zuerst verlor es eine Lanze, dann kippte es nach links weg und fiel vom Rücken des Flugtieres, wobei es sich noch in der Luft auflöste.

Eine Rauchwolke hinter sich herziehend, verschwand es irgendwo unter uns in der Tiefe.

Auch das Flugtier war von einer Kugel getroffen worden. Es flatterte noch einmal wild auf, verlor die Balance und jagte in die Tiefe, wo es zwischen die Bäume krachte und dort verging.

Blieb noch ein Gegner.

Das Echsenwesen hatte natürlich mitbekommen, was mit seinem

Artgenossen geschehen war. Es wollte es besser machen, flog in die Tiefe, und ich nahm hastig den Finger vom Drücker, sonst hatte ich es abermals verfehlt.

Plötzlich befand sich das Tier dicht an der Felswand, etwa zwanzig Schritte unter mir.

Da schleuderte es schon seine Lanze.

Mir blieb fast das Herz stehen.

Der glühende Gegenstand raste auf mich zu. Ausweichen konnte ich nicht, zog nur meinen Körper instinktiv zusammen. Wenn die Lanze mich traf, war ich verloren.

Sie wischte vorbei.

Ich spürte noch den Gluthauch des Höllenfeuers, dann war die Gefahr gebannt.

Vorerst.

Über mir klirrte etwas.

Als ich den Kopf drehte, sah ich die Lanze, die mit der Spitze gegen einen vorstehenden Stein gehämmert war und ihn aus dem Verbund riß.

Die Lanze hatte mich nicht getroffen, dafür den Stein, als er nach unten fiel. Hart knallte er auf meine linke Schulter, und ich biß die Zähne zusammen.

Auch die Lanze fiel, sie traf mich aber nicht, sondern trudelte ein paar Yards entfernt vorbei.

Dann peitschten zwei Schüsse.

Abermals hatte mein Freund Suko gefeuert und das Untier nebst Reiter getroffen.

Ich schaute in die Tiefe und entdeckte den gelbgrünen Rauch, der sich träge ausbreitete. Das Monster löste sich auf.

»Weitere sind nicht in Sicht«, meldete Suko. »Wir können, John.« Ich hatte meine Schwierigkeiten auf dem Rest der Strecke, denn die getroffene Schulter machte mir doch zu schaffen. Als wir beide auf

dem Plateau standen, atmeten wir auf.

»Das wäre erledigt«, kommentierte Suko und ließ wie ich seinen Blick schweifen.

Wir konnten in das Tal schauen, wo der Ort Gunter lag. Gewaltig breitete es sich vor uns aus. Gegenüber stiegen die Berge wieder in den Himmel.

Sie standen dort in einer majestätischen Pracht.

»Der Spuk wird wissen, daß wir hier sind«, meinte Suko.

Da konnte ich nur zustimmen. »Und er hält diese verdammte Burg unter Beobachtung. Seine Schattenwesen sind überall.«

»Du rechnest mit einem weiteren Angriff?«

Ich massierte meine Schulter. »Möglich. Auf jeden Fall müssen wir zusehen, daß wir so rasch es eben geht in die Burg kommen. Ich habe Angst um Jane.«

»Das wird ein toller Weg.« Suko deutete in die Höhe.

Da hatte er recht. Ohne Bergschuhe war es eigentlich der reine Wahnsinn, was wir da vorhatten. Aber wir kamen nicht drum herum.

»Man müßte selbst auf so einem Flugtier sitzen«, murmelte Suko. Ich verstand nur die Hälfte von seinen Worten, weil ich das Plateau untersuchte. Wo es mit der Wand abschloß, wuchsen sperrige Büsche.

Ich konnte kaum zwischen die Zweige und Äste schauen, aber etwas fiel mir auf. Hinter den Ästen hätte es eigentlich hell schimmern müssen, denn der Fels war eigentlich grau.

Das war jedoch nicht der Fall. Die Wand hinter dem Gebüsch war dunkel.

Ich bückte mich und zog die Zweige zur Seite. Meine Überraschung war groß, als ich den Eingang zu einem Stollen entdeckte, der in den Berg führte.

Ich rief nach Suko.

»Das ist ein Ding«, sagte der Chinese, als er neben mir kniete und

in die Dunkelheit schaute.

»Oder ein Geschenk des Himmels.«

»Sollen wir den Weg nehmen?«

»Sicher. Da brechen wir uns wenigsten nicht die Knochen. Vielleicht ist das ein Fluchttunnel, der zur Burg führt.«

»Oder er ist unterwegs zugeschüttet.«

»Dann haben wir Pech gehabt.«

Beide ahnten wir nicht, daß auch Pykka, der Druide, den Weg hatte nehmen wollen, um den Häschern des Spuks zu entkommen, was ihm beim erstenmal nicht gelungen war.

Wir holten unsere Taschenlampen hervor, knipsten sie an, machten uns auf den Gang ins Ungewisse...

In einem Halbkreis hatten sie sich vor Jane Collins aufgebaut. Nur einer stand in ihrem Rücken.

Es war Gordon Schreiber.

Allein durch seinen Standort nahm er ihr die Fluchtchance. Obwohl Jane ihn nicht sehen konnte, spürte sie instinktiv die Aura von Gewalt und Brutalität, die von diesem Mann ausging.

Wenn sie nach vorn schaute, dann sah sie in die erbarmungslosen Augen des Dämonenrichters.

Die Verhandlung lag bereits hinter ihnen. Sie war eine Farce gewesen, Maddox hatte der Detektivin keine Verteidigungschance gelassen, sondern ihr wahre Haßtiraden ins Gesicht geschleudert. Dabei hatte er grünen Schleim gespuckt und nicht nur sie beschimpft, sondern das Sinclair-Team allgemein.

Jane sollte für das alles büßen, was das Sinclair-Team den Dämonen an Niederlagen beigebracht hatte.

»Und deshalb«, rief der Dämonenrichter, »gibt es nur ein Urteil für dich — den Tod!«

Als er das letzte Wort geschrien hatte, da leuchteten die Augen der

anderen. Vor allen Dingen Dodo schaute mit verklärtem Blick auf ihre beiden blutigen Messer.

Maddox sah es und sagte: »Es ist mir egal, wer das Urteil ausführt. Ich habe es nur gesprochen!«

Es wurde wieder still, bis Gordon Schreiber die Stille mit seinen Worten unterbrach. »Dann kann ich bestimmen, wer Jane Collins in die Opferschale legt und tötet?«

»Ja.«

Wieder lastete Schweigen über dem Raum. Jeder schaute den Meister an. Felix meldete sich. »Ich würde es gern tun«, sagte er mit einer etwas nasal klingenden Stimme. »Bitte, ich habe lange nicht...«

»Nein, nein!« kreischte Dodo. »Die Frau ist meine Sklavin. Ich habe ihr den Bruderkuß gegeben!«

»Das stimmt«, erklärte Gordon Schreiber.

»Aber sie hat sich nicht an die Regeln gehalten!« rief Anke Book. »Sie ist hierher gegangen und hat auf sie gewartet. Das darf nicht sein.«

»Doch!« kreischte Dodo. Sie war wie eine Furie und fuchtelte mit den Messern herum.

»Keinen Streit!« befahl der Meister, und die beiden Frauen waren sofort ruhig.

Gordon Schreiber wandte sich wieder an die Detektivin. »Du hast gehört, wie das Urteil ausgefallen ist.«

Jane nickte.

»Hast du noch etwas zu deiner Verteidigung zu sagen?«

Es war eine lächerliche Frage, das wußten beide. Die Detektivin drehte sich um. Der Reihe nach schaute sie in die Gesichter ihrer Feinde. Von dem Meister selbst hatte sie kein Erbarmen zu erwarten, auch die anderen warteten darauf, daß sie sterben würde.

Da war vor allen Dingen Dodo Dorano, die sich so getäuscht sah. Sie hatte auf Jane Collins gesetzt, wollte sie besitzen und hatte ihr

bereits den Bruderkuß gegeben.

Das war nun vorbei. Aus der ersten Sympathie hatte sich ein glühender Haß entwickelt.

Dr. Anke Book haßte Jane ebenfalls. Vielleicht weil Dodo sie ihr weggenommen hatte.

Und die beiden Männer? Sie hatten sich bisher am meisten zurückgehalten, doch für Jane würde keiner von ihnen Partei ergreifen.

Die Detektivin sah sich einer Welt von Feinden umgeben.

»Ich warte auf die Antwort«, forderte Schreiber sie auf.

»Nein, ich habe nichts mehr zu sagen«, erwiderte Jane.

»Dann ist es gut. Steigst du freiwillig in die Opferschale oder müssen wir dich zwingen?«

»Ich gehe freiwillig!« Jane verstand ihre eigene Stimme kaum, so fremd kam sie ihr vor.

»Bleib hinter ihr, Dodo!« befahl der Meister. »Wenn sie eine falsche Bewegung macht, stößt du zu!«

»Natürlich werde ich das Biest killen!«

Jane hatte einen Blick über ihre Schultern geworfen. Noch stand Dodo nicht direkt hinter ihr.

Die Detektivin wagte alles. Ihr war es jetzt egal, wie die anderen reagierten, sie mußte ihr Leben verteidigen, und vielleicht schaffte sie es mit dieser Aktion.

Bevor Dodo Dorano noch ihren Platz in Janes Rücken eingenommen hatte, sprang die Detektivin vor. Keiner griff ein, alle waren zu überrascht, und als sie sich endlich entschlossen, da war es bereits zu spät. Jane hatte sich den Dämonenrichter als Zielobjekt ausgesucht und es auch geschafft. Sie stand hinter Maddox, hatte die linke Hand um seinen Hals gelegt und hielt in der rechten ihre Astra, deren Mündung sie gegen die Schläfe des Unheimlichen preßte.

»Keiner rührt sich!« schrie sie.

Die beiden Frauen und die drei Männer blieben tatsächlich stehen.

Ungläubiges Staunen breitete sich auf dem Gesicht des Gordon Schreiber aus. Er schluckte, und sein Adamsapfel hüpfte dabei auf und nieder. Das konnte er nicht begreifen.

Auch Dodo stand auf der Stelle wie zur Salzsäule erstarrt. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ebenso der Mund. Sie schaute einmal auf Jane und den Richter, dann auf ihre Messer, deren Klingen noch immer blutig waren.

Nur Felix lachte. »Sie ist schlauer, als wir dachten.«

»Das nützt dir gar nichts«, erklärte Gordon Schreiber. »Wir sind in der Überzahl.«

»Möchtet ihr gern den Richter verlieren?« höhnte Jane. »Ich glaube kaum, daß der Spuk damit einverstanden wäre. Nein, das ganz sicherlich nicht.«

»Du schaffst ihn nicht!«

»Aber vielleicht meine Astra. Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Davor haben manche eurer Freunde eine höllische Angst.«

»Aber nicht Maddox!«

»Wollen Sie es darauf ankommen lassen?« zischte Jane. Ihre Stimme kippte fast über, so aufgeregt war die Detektivin. Das merkte auch Gordon Schreiber. Er war Psychologe genug, um zu wissen, daß Menschen in dieser Verfassung wirklich unberechenbar sind. Deshalb steckte er zurück.

»Gut, du hast gewonnen. Vorerst jedenfalls. Was willst du nun von uns?«

Jane lächelte mokant. »Das brauche ich wohl nicht näher zu erläutern. Ich will freien Abzug!«

»Den können wir dir nicht gewähren!«

»Soll ich schießen?«

Da zögerte der Meister. Auch die anderen sagten nichts. Sie überlegten, und sie wußten, daß diese blonde Frau wirklich nicht

bluffte. Maddox sagte nichts. Er hing in Janes Griff. Sein Gesichtsausdruck hatte sich auch nicht verändert, und es war nicht zu erkennen, ob er sich vor der geweihten Kugel fürchtete oder nicht. Auch Jane wußte nicht mit hundertprozentiger Sicherheit, ob sie in der Lage war, Maddox mit einer Silberkugel zu töten.

»Überlegt nicht zu lange!« warnte sie. »Ich habe einen verdammt nervösen Zeigefinger!«

Da nickte der Meister. »Du hast Glück gehabt, kleine Spionin. Jeden anderen hätte ich geopfert, aber nicht den Dämonenrichter. Er wird noch gebraucht. Der Spuk würde es mir nie verzeihen. Du kannst gehen!«

»Aber Meister!« rief Dorano.

»Sei ruhig!«

Dodo schwieg.

Jane fiel ein Stein vom Herzen. Die erste Runde hatte sie gewonnen.

»Öffnet mir den Ausgang!« verlangte sie.

»Ja, das werden wir.« Der Meister sprach gelassen und wandte sich um.

Doch mitten in der Bewegung stockte er. Er hatte eine Gestalt gesehen, und ein böses Lächeln umspielte plötzlich seine Lippen. Er drehte sich um und nahm wieder seine alte Stellung ein. »Ich werde den Ausgang nicht öffnen!« erklärte er.

»Soll der Richter sterben?«

»Er wird nicht sterben!«

»Und warum nicht?« fragte Jane, irritiert von der Sicherheit des Mannes.

»Schau nach rechts.«

Das tat Jane. Sie wandte langsam den Kopf. Eigentlich hatte sie noch mit einem Bluff gerechnet, doch diese Hoffnung wurde grausam zerstört.

Die Szene hatte einen weiteren Mitspieler bekommen. Unhörbar von allen war er erschienen.

Der wahre Besitzer der Seelenburg — der Spuk!

Jane Collins sah ihn so, wie er sich zumeist zeigte. Ein pechschwarzes Wesen in einem ebenso schwarzen Umhang. Den Spuk selbst sah man nicht, nur der Umhang bewegte sich, als würde er von sanften Windstößen getroffen.

Ein gesichtsloses, gestaltloses Wesen war der Spuk, der aber reden und auch handeln konnte.

Er sprach Jane Collins an. Seine Stimme drang unter der Kapuze hervor an die Ohren der Detektivin. »Du hast ein großes Spiel gewagt, ein sehr großes sogar. Aber du wirst es nicht mehr beenden können, dafür stehe ich. Ich lasse mir meine Diener nicht nehmen, und mit der lächerlichen Pistole wirst du Maddox nichts antun können. Bisher habe ich zugeschaut, nun wird es Zeit, daß ich selbst in den Kampf eingreife. Diese Jane Collins muß sterben.« Diese Worte waren für den Meister bestimmt. »Dann wird auch Sinclair uns in die Falle laufen, wenn wir ihm den Leichnam seiner Freundin vor die Füße schleudern. Seelenlos und ausgeblutet!«

Ein grausames Gelächter drang unter der Kapuze hervor, in das die anderen mit einstimmten. Schaurig hallte das Lachen von den Wänden wider, und Jane fröstelte.

Noch immer umklammerte ihr Finger den Abzug der Pistole. Sollte sie es wagen? Sollte sie schießen?

Sie zögerte noch...

Das war ihr Fehler. Sie hätte ihren letzten Trumpf ruhig aus der Hand geben sollen, denn nun reagierte der Spuk. Und er, der Mächtige im Reich der Schatten, setzte seine Magie ein, um Jane und den anderen den Beweis seiner großen Macht und Fähigkeiten zu demonstrieren.

Plötzlich spürte Jane, daß der Dämonenrichter unter ihren Händen

verschwand. Sein Körper schien zu Wachs zu werden. Jane wollte nachgreifen, doch da war es schon geschehen.

Maddox hatte sich aufgelöst.

Und der Spuk lachte. Er weidete sich an Janes Überraschung, die dastand und noch immer die Pistole in der Hand hielt. Die Mündung allerdings wies ins Leere.

Auch die anderen standen wie festgeleimt auf ihren Plätzen. Sie begriffen ebenfalls nicht, was vorgefallen war und wieso. Doch der fällige Beweis wurde ihnen gleich darauf geliefert.

James Maddox materialisierte an einer anderen Stelle.

Im Hintergrund der Halle stand er plötzlich und stimmte in das Lachen mit ein.

Janes Gesicht verzerrte sich. Erst jetzt spürte sie die Reaktion, wurde ihr bewußt, daß sie verloren hatte.

Und ihr war klar, was dies bedeutete.

»Packt sie!« schrie der Spuk.

Auf diese Worte hatte vor allen Dingen Dodo Dorano gewartet. Sie sprang als erste vor und hob ihren rechten Arm.

Da Jane Collins mehrere Personen im Auge behalten mußte, achtete sie nicht so sehr auf Dodo. Als sie schließlich die Bewegung der Frau bemerkte, war es zu spät.

Das Messer befand sich bereits in der Luft.

Ein flirrender Gegenstand wirbelte auf Jane Collins zu. Instinktiv drehte sie sich zur Seite, und das rettete ihr vorläufig das Leben. Das Messer traf deshalb nicht ihre Brust, sondern hieb in ihren rechten Arm...

Unser Weg nach vorn war eine einzige Quälerei. Dabei wußten wir nicht, ob wir überhaupt das gewünschte Ziel erreichen würden.

Ich ging vor, der Chinese hielt sich einen Schritt hinter mir. Die Lampen waren eingeschaltet. Zwei helle Strahlen schnitten die

Finsternis entzwei und trafen oft genug auf Geröll und Gestein, das von der Decke gefallen war und den Gang zugeschüttet hatte. Aber nie so voll, daß wir nicht hindurchgekommen waren. Wir kletterten über die Berge, und wenn es wirklich nicht mehr weiterging, schaufelten wir uns den Weg frei.

Die Luft konnte man schon gar nicht mehr als solche bezeichnen. Sie war mehr als schlecht. Zudem war es stickig und irgendwie schwül. Die Kleidung klebte uns am Körper, doch Schritt für Schritt drangen wir tiefer in den Gang vor.

Zwischendurch hatten wir darüber nachgedacht, wie weit es wohl noch sein konnte. Wir konnten nur hoffen, daß er irgendwann einmal zu Ende war und wir vor unserem Ziel standen.

Zum Glück hatte die Höhe gereicht, doch im Licht der Lampen sahen wir, daß der Gang nicht nur enger, sondern auch tiefer wurde. Ich mußte mich als erster ducken, wenige Schritte später zog auch Suko den Kopf ein.

Wiederum stiegen wir über Steine und Geröll. Jetzt kamen sogar Stellen, wo wir uns nur auf allen vieren fortbewegen konnten. Die waren zum Glück bald vorbei, danach schloß sich ein Stollen an, in dem wir wieder aufrecht gehen konnten.

Uns beiden fiel ein Stein vom Herzen.

»Sieht so aus, als hätten wir es bald geschafft«, keuchte Suko und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Hoffentlich.«

Irgendwelche Monster kreuzten zum Glück nicht unseren Weg. Das hätte uns auch noch gefehlt. So konnten wir uns voll und ganz auf das Ziel konzentrieren.

Ich schaute auf die Uhr.

Verflixt. Über eine halbe Stunde befanden wir uns bereits in diesem düsteren Stollen, und ein Ende war immer noch nicht abzusehen. Dabei zählte jede Minute.

Ich machte mir große Sorgen um Jane Collins. Schließlich steckte sie in dieser verdammten Seelenburg und war von Feinden umgeben. Wenn ich daran dachte, daß sie in die Klauen der echsenköpfigen Monster geraten konnte, wurde mir mein Mund noch trockener.

Bisher hatten wir uns praktisch in einer Linie weiterbewegt. Nun machte der Gang eine Kurve. Rechts ging es weiter. Ich leuchtete mit der Lampe und hätte vor Freude fast einen Salto fabriziert, denn der Strahl verlor sich nicht mehr in der Dunkelheit, sondern war auf ein Ziel gefallen.

Eine Treppe!

Ich hob den Arm etwas höher, und der helle Geisterfinger strich über die Stufen. Auch Sukos Lampe verstärkte die Lichtkraft. Wie wir erkennen konnten, war die Treppe ziemlich stabil. Auf jeden Fall sahen wir keine zerstörten oder eingestürzten Stufen.

»Das hätten wir dann wohl«, sagte der Chineser und rieb sich die Hände.

Wir gingen weiter.

Ich sah auch eine Tür. Sie stand allerdings offen, und wir betrachteten es als eine regelrechte Einladung. Allerdings stürmten wir nicht wie die Wilden die Treppe hoch, sondern waren hübsch vorsichtig.

Behutsam gingen wir die Treppe an. Ich tastete die Stufen erst ab, bevor ich mein Gewicht darauf verlagerte.

Es gab keinen Ärger, wir kamen unangefochten voran.

Die Treppe mündete nicht in einen Flur oder in irgendeinen Gang, sondern in eine große Halle.

Überrascht blieben wir auf der letzten Stufe stehen. Damit hatten wir beide nicht gerechnet.

Die Halle paßte zu dieser Burg. Sie war gewaltig in den Ausmaßen, dabei ziemlich kahl, denn es gab kaum Einrichtungsgegenstände. Ich kannte andere Burgen mit prunkvollen Hallen, wo die Besitzer ihren

Wohlstand zeigten, hier wirkte jedoch alles verlassen, irgendwie aufgeräumt. Zwar sah ich den großen Tisch und die düsteren Gemälde an den Wänden, aber die Vorhänge waren zugezogen, und weil draußen das Tageslicht langsam schwand, war es in der Halle noch düsterer.

Wir schritten über Steinboden. Nahezu fugenlos lag Platte an Platte. Auf Zehenspitzen bewegten wir uns weiter. Kein Staubkorn knirschte unter unseren Sohlen.

Ein kühler Schauer lief über meinen Rücken. Das lag sicherlich an der Temperatur, aber auch an der gesamten Atmosphäre, die in dieser Burg herrschte.

Mehrere große Türen zweigten ab und führten sicherlich zu den anderen Trakten des Schlosses.

Suko und ich zuckten fast synchron mit den Schultern.

Hier fanden wir nichts.

»Was machen wir?« fragte Suko.

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. Ausgestorben schien mir die Burg nicht zu sein. Denn als ich einen Blick nach draußen warf, sah ich die parkenden Wagen.

»Die haben sich hier irgendwo versteckt«, sagte ich.

»Nur wo?«

»Hat die Köchin nicht von einem Lieferanteneingang gesprochen und von Personal?«

»Ja.«

»Dann könnten wir uns dort erkundigen. Die müssen doch wissen, wo sich der Burgherr befindet.«

»Denk daran, daß die komische Köchin auch zu den Dämonen gehörte«, warnte mich Suko.

»Aber diesmal wissen wir Bescheid.«

»Dann mal los«, grinste Suko und rieb sich die Hände. Mein Freund war ungeheuer tatendurstig. Er wollte den Fall endlich hinter sich

gebracht haben.

Wie ich auch.

Schritte!

Wir vernahmen sie gleichzeitig, und sie waren über uns aufgeklungen, wo eine breite Treppe zu einer großen Galerie hoch führte. Nach rechts und links gingen wir auseinander, legten die Köpfe in den Nacken und blickten hoch.

Leider war das Licht so schlecht, daß wir nichts sehen konnten. Und zum Schalter laufen, das wollte ich auch nicht erst. Deshalb nahm ich die Taschenlampe, drehte meine Hand und leuchtete nach oben.

Schräg schnitt der Strahl durch die Luft. Er tanzte über die gedrechselten Stäbe der Balustrade und fand die Gestalt, die dort oben stand und nicht daran dachte zu fliehen.

Es war ein Mann.

Auf seinem Kopf wuchsen wenig Haare, dafür hatte er aber lange Koteletten, die ihm fast bis zu den Mundwinkeln wuchsen, was ich deutlich im Licht meiner Taschenlampe erkennen konnte. Die Hände des Mannes lagen auf dem Geländer, und er trug die Kleidung eines Dieners.

»Wer sind Sie?« fragte er.

»Das könnte ich Sie auch fragen.«

»Nehmen Sie die Lampe weg!«

Ich senkte den Strahl etwas. »Wir suchen eine Frau. Eine gewisse Jane Collins. Wissen Sie von ihr?«

»Nein.«

Der Typ log, das war mir klar. »Dann können Sie uns aber sicherlich sagen, wo wir Gordon Schreiber finden?«

»Ich bin nur sein Diener.«

»Heißt das, daß sich Mr. Schreiber nicht auf der Burg befindet?«

»Vielleicht.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Ich habe die Wagen draußen gesehen. Seiner war auch dabei.«

Sein Gesicht verzerrte sich. »Was nehmen Sie sich eigentlich heraus, hier einzudringen?« fuhr er mich an. »Herr Schreiber ist der Herr der Burg, und er ist Ihnen keine Rechenschaft darüber schuldig, was er tut und was er gedenkt zu...«

»Sparen Sie sich die Worte. Wir haben den begründeten Verdacht, daß sich in dieser Burg ein Mensch in Lebensgefahr befindet. Aus diesem Grunde wollen wir nachsehen, und auch Sie werden uns nicht daran hindern.«

Der Diener dachte nach. Dann nickte er und sagte: »Warten Sie, ich komme.«

»Endlich«, murmelte Suko. »Obwohl mir hier einiges nicht gefällt, das muß ich dir sagen.«

»Hast du einen Grund?«

»Mehr ein Gefühl.«

»Wir werden ja sehen,«

Der Butler kam die Treppe herunter. Würdevoll, aufrecht gehend, wie es sich gehörte.

Wir erwarteten ihn vor der letzten Stufe. Auf der zweitletzten blieb er stehen.

»Wenn ich Sie recht verstanden habe, wollen Sie die Burg durchsuchen, meine Herren?«

»Genau.«

»Haben Sie eine richterliche Erlaubnis?«

Der Knabe ging mir auf den Wecker. »Die brauchen wir nicht, weil wir den begründeten Verdacht haben, daß sich hier in diesen Augenblicken ein Verbrechen abspielt.« Ich schaute bei diesen Worten in das Gesicht des Mannes, wo es unter dem Augenlid zuckte. Er schien Mühe zu haben, ein spöttisches Grinsen zu vermeiden.

Auch in mir breitete sich jetzt das Gefühl aus, daß hier einiges nicht stimmte.

»Ich kann Ihnen da nicht folgen, meine Herren. Es tut mir leid. Ich habe von Herrn Schreiber die Order erhalten, keinen...«

»John, weg!«

Es war Sukos gellender Warnschrei, der mich zur Seite hechten ließ. Ich prallte auf den Boden, überschlug mich und sah die Gestalt, die plötzlich aus dem Hintergrund der Halle auftauchte.

Die Köchin.

Und sie hielt mit beiden Händen eine Schrotflinte umklammert...

Sie schoß.

Ein armlanger Feuerstrahl jagte aus dem Lauf, blendete mich für kurze Zeit, und ich hörte, wie die Kugeln einschlugen. Sie hieben in den Boden, wo sie als singende Querschläger davonwirbelten. Zweimal wurde auch ich getroffen, und zwar an der Wade.

Aber die verdamnte Waffe hatte zwei Läufe.

Und die Köchin lief vor, um sicherer treffen zu können. Diese Zeitspanne nutzte ich aus.

In der Halle rollten noch die Echos des ersten Abschusses, als ich bereits mein Kreuz in der Hand hielt — und es schleuderte.

Zielen konnte ich.

Die Köchin wurde vom Kreuz voll vor der Brust getroffen. Ihr Schrei war nicht mehr menschlich zu nennen. Aus vollem Lauf schleuderte sie die Waffe weg, sie riß die Anne hoch, führte einen derwischartigen Tanz auf und brach dann zusammen.

Ein dunkler Schatten wischte aus ihrem offenen Mund der Decke entgegen, wo er in zahlreiche Teile zerrissen wurde.

Ich hörte einen erstickten Ruf. Der Diener hatte ihn ausgestoßen, weil Sukos Faust ihm die Luft aus den Lungen trieb. Der Mann krümmte sich zusammen. Suko packte ihn, hob ihn hoch und schleuderte ihn zu Boden, wo er krachend aufschlug und sich

mehrere Male um seine eigene Achse drehte.

Aber er war noch nicht ausgeschaltet. Plötzlich griff er hinter sich und zog einen Revolver.

Ich schleuderte die Taschenlampe.

Zweimal drehte sie sich in der Luft, dann prallte sie gegen den Kopf des Dieners.

Der Kerl zuckte zusammen und dachte nicht mehr an seine Waffe.

Bewußtlos blieb er liegen.

»Das hätten wir«, sagte Suko. »Was ist mit der Frau?«

Ich ging zu ihr.

Der Köchin war nicht mehr zu helfen. Blicklose Augen starrten mich an.

Sie war tot. Aber sie löste sich nicht auf. Sie war keine Dämonin gewesen. Nur ihre Seele hatte sich der Spuk genommen, und auch die wurde zerstört, wie ich selbst gesehen hatte.

»Vielleicht ist es besser so«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern.

Unser spezieller Freund, der Diener, hatte noch immer geistig abgeschaltet. Suko sorgte bereits dafür, daß er so schnell wie möglich wieder zu sich kam. Der Chinese tätschelte ihm die Wangen. Einmal links und einmal rechts.

Ich entlud die Schrotflinte und auch den Revolver des Burschen. Die Patronen schleuderte ich die Treppe hinunter.

Der Diener kam zu sich.

»Wie heißt du?« fuhr Suko ihn an.

»Lukas«, antwortete er automatisch, dann fiel ihm seine Beule ein und er tastete über seinen Kopf, wobei er aufstöhnte.

»Mach du weiter«, sage Suko, »du beherrscht die Sprache besser als ich.«

Also nahm ich mir Lukas vor. Ich schleifte ihn zur Treppe und setzte ihn dort hin. »Alles klar?« fragte ich. »Du weißt, wo es

langgeht.«

»Ja.«

»Dann sing mal schön, denn hier spielen mein Freund und ich die Dirigenten.«

»Ich weiß nichts.«

»Wo steckt Schreiber?«

»Keine Ahnung.«

»Junge, du hängst mit drin«, warnte ich ihn. »Das hier ist kein Spielchen, sondern verdammt Ernst. Und wir sind auch keine zufälligen Besucher, sondern Polizisten. Das zur Information, damit du weißt, wo es langgeht.«

Er schaute mich an. In seinen Augen las ich Unglauben, aber das juckte mich nicht. »Noch mal«, sagte ich, »wo steckt Schreiber?«

»Wahrscheinlich im Gewölbe.«

»Warum nicht gleich so? Ist er allein?«

»Nein.«

»Wer ist außer ihm noch dabei?«

»Vier Personen«, preßte er hervor. »Zwei Männer und zwei Frauen.«

»Die Namen!«

Er sagte sie auf. Jane Collins nannte er nicht, das gab mir einen Stich.

»Und wo finde ich Miss Collins?«

Sein Gesicht verschloß sich.

Ich packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. »Wo steckt sie, verdammt?«

»Auch unten — vielleicht.«

»Hast du sie gesehen, oder weshalb sagst du vielleicht?«

»Ich weiß es doch nicht. Sie ist wahrscheinlich dort. Sie war in dem Zimmer mit dem Kamin und da...« Er berichtete, daß er Jane entdeckt hatte und auch dieses Monster. Danach habe er dann den

Kamin verschlossen.

So also sah das aus. Ich nickte gedankenverloren. Das konnte ja noch heiter werden.

»Und was hat Schreiber da unten vor?« wollte ich zum Schluß noch wissen.

»Er feiert da seine Partys.«

»Schwarze Messen, wie?«

Der Mann nickte.

Da hatte ich die Bestätigung. Ich hatte viel über schwarze Messe gelesen, die es schon vor Hunderten von Jahren gab. Allerdings erlebten sie in unserer heutigen Zeit eine Wiederauferstehung, die mir gar nicht gefiel. Es gab zahlreiche Hexenclans, die nur Hokusfokus betrieben und darauf aus waren, eine Orgie zu feiern. Sollten sie ruhig. Solange keine Jugendlichen mit hineingezogen wurden, war das egal. Aber andere Clubs, die echten Kontakt mit Jenseitswelten und mit der Hölle aufgenommen hatten, existierten ebenfalls.

Und die waren gefährlich.

»Du kennst den Weg?« fragte ich ihn.

Er nickte.

»Dann hoch mit dir. Wir drei werden uns mal gemeinsam das Treiben ein wenig näher ansehen...«

Zwei Sekunden spürte Jane Collins überhaupt nichts mehr. Sie schielte auf den Dolchgriff und begriff nicht, was mit ihr geschehen war.

Dann kam der Schmerz!

Explosionsartig breitete er sich aus, zog durch ihren gesamten Arm abwärts, fuhr in die Finger und breitete sich auch zur Schulter hin aus, wobei er Janes rechte Seite lähmte. Sie sah das aus der Wunde quellende Blut und wie es in einem breiten Rinnsal über den Stoff rann.

Jane schüttelte sich vor Angst. Sie konnte den Schmerz nicht mehr schweigend ertragen und öffnete den Mund. Ein leises Wehklagen drang über ihre Lippen. Wie von selbst öffneten sich die Finger ihrer rechten Hand, und die Astra fiel zu Boden.

Jane Collins konnte nicht mehr, aber sie hielt sich auf den Beinen, wollte den anderen, den Feinden, ihre Schwäche auf keinen Fall zeigen. Die wollten sich auf die Wehrlose stürzen, doch Schreibers scharfer Befehl hielt sie zurück.

»Nein, macht es langsam, genießt es, und denkt daran, daß ihr die Diener des Spuks seid. Ihr habt von dem Blut getrunken und damit eure Seelen verkauft.«

Als wären die Worte ein Zeichen gewesen, so veränderte sich plötzlich die Haut der Menschen. Hatte sie vor Sekunden noch normal ausgesehen, so verschwand die meiste Sommerbräune aus den Gesichtern. Die Haut wurde blaß und fahl. Sie schrumpfte nicht zusammen, aber sie nahm einen anderen Farbton an. Die Haut wurde bläulich. Sie bekam sogar einen Stich ins Grüne, und diese neue Farbe legte sich wie Schatten über die Gesichter der vier Menschen.

Sie wirkten plötzlich maskenhaft starr, wie Steine, die jemand aus dem Fels gehauen hatte.

Jane sah das alles nicht. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. Es gelang ihr kaum noch, sich auf den Beinen zu halten. Ein Schwindelgefühl packte sie. Vor ihren Augen begann sich alles zu drehen, so daß auch Jane in einen regelrechten Taumel geriet, wobei sie einmal nach links und dann wieder nach rechts schwankte.

Felix und Robert, Dodo und Anke — sie näherten sich der Detektivin mit langsamen, jedoch zielstrebigem Schritten. Dodo hielt noch ihr Messer in der Linken, die Rechte war zur Faust geballt, das Gesicht nur noch eine Grimasse aus Wut, Haß und Rache.

Anke Book lächelte teuflisch. Die Frau Doktor öffnete und schloß ihre Hände voller gieriger Erwartung, während auf Roberts Gesicht

ein schmales Lächeln lag, das durchaus als gefährlich eingestuft werden konnte. Nur bei Felix regte sich kein Muskel. Ihn schien das alles gleichgültig zu lassen, aber er war der erste, der seine Arme ausstreckte und Jane berührte.

Und es war die Berührung, die Jane aus ihrer Lethargie riß. Für einen Moment sah sie alles klar und sie schrie.

»Neiiiiinnn!« Ihr Schrei gellte durch das kahle Kellergewölbe und brach sich als schrilles Echo an den nackten Wänden.

Felix zog ihr den Dolch aus dem Arm. Sofort strömte Blut heraus.

Jane Collins brach in die Knie. Sie hatte noch versucht, sich zu wehren, doch Robert hielt ihre linke Hand fest, während Anke Book in ihren Rücken gelangt war und sie zu Boden drückte.

Dodo Dorano aber stand vor ihr und bedrohte sie mit dem Messer. Die Klinge zitterte dicht vor Janes Augen.

»Eine Bewegung«, zischte das blonde Weib, »einen Mucks nur, und ich steche zu!«

Jane dachte gar nicht an Widerstand. Sie fühlte sich dazu überhaupt nicht in der Lage. Der Messerstich hatte sie völlig fertiggemacht. Die Detektivin war am Ende.

Man hob sie hoch.

Die Männer an den Schultern, die Frauen an den Beinen, während Gordon Schreiber zuschaute und ein zufriedenes Lächeln seine Lippen kräuselte.

So wollte er es haben.

Auch der Spuk war zufrieden, ebenso wie Maddox. Die beiden Gestalten schauten zu, wie Jane zur Opferschale getragen wurde. Dann verschwanden sie.

Von einer Sekunde zur anderen löste sich der Spuk auf und nahm Maddox mit.

Zurück blieben seine Diener.

Die vier hievtan Jane hoch. Sie kippten sie über den Rand der

Schale, wo die Detektivin auf dem Rücken liegenblieb. Die Augen hatte sie weit aufgerissen. Sie starrte die Decke an. Aus der Armwunde rann das Blut und sammelte sich in der Schale.

Vier Spukdiener stellten sich im Kreis um die Schale auf. Sie warteten auf das Zeichen des Meisters. Beide Messer mußte Dodo auf die gegenüberliegenden Ränder legen.

Hände fanden sich, bildeten einen Kreis, den niemand durchbrechen sollte.

Gordon Schreiber hob den Arm. »Ich habe beschlossen, daß es die Frauen sein sollen, die Jane Collins töten dürfen, und deshalb werden Dodo Dorano und Anke Book gemeinsam die Seele dieser Verräterin dem Spuk zuführen!«

Dodo kreischte wild. Sie sah sich bestätigt.

Und auch Anke Book lachte.

»So nehmt die Messer!« befahl der Meister.

Zwei bläulich schimmernde Hände griffen nach den Klingen. Finger umschlossen die Griffe.

Schweres Atmen war zu hören, ausgestoßen von den beiden Frauen, die zu Mörderinnen werden sollten.

Jane Collins lag in der Schale und bekam kaum etwas mit. Die Wellen der Bewußtlosigkeit schwemmten immer wieder auf sie zu. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie endlich die Detektivin mitreißen würden.

»Es sei!« schrie Gordon Schreiber. »Blut zu Blut!«

Die messerbewehrten Hände fuhren nach unten!

Dieser Lukas war ein Typ, der zwar im Moment aufgegeben hatte, aber nicht für immer. Der lauerte bestimmt auf eine Chance, um es später zu versuchen. Ich hatte da so meine Erfahrungen gesammelt. Irgendwie glichen sich die Kerle immer. Ich war auch davon überzeugt, daß er Dreck am Stecken hatte.

Wir verließen die Halle.

Er ging vor uns. Seine Schritte waren schleppend, manchmal schwankte er auch, wobei ich das Gefühl nicht loswurde, daß er uns etwas vorspielte, so arg waren die Folgen der Bewußtlosigkeit nicht. Und dieser Lukas konnte einstecken und austeilen, das hatte er in der kurzen Zeit bewiesen.

Einmal blieb er stehen. »Sollen wir die Treppe nehmen?«

»Gibt es denn eine andere Möglichkeit?«

»Ja, den Lift.«

»Der ist schneller«, sagte Suko. »Nehmen wir ihn.«

Damit war ich einverstanden. Im Fahrstuhl würde er uns nicht entkommen. Lukas nickte, drehte sich um, betrat einen Korridor, der praktisch eine Sackgasse war, denn er endete vor der Lifttür.

»Da ist es.«

Vor der Tür blieben wir stehen. Sie war grau gestrichen und sah völlig normal aus.

»Was ist?« fuhr ich den Mann an. »Öffne! Los, mach schon!« Lukas zog die Tür auf. In der Kabine fanden wir drei bequem Platz.

Neben der Tür sah ich eine Knopfleiste. Besonders ein roter Knopf stach mir ins Auge.

Es war der Alarmknopf. Ich zog die Tür zu.

Suko lehnte an der Wand und behielt Lukas im Auge, der sich verdächtig nahe an der Knopfleiste herumtrieb und uns schielend im Auge behielt.

Als er den Arm anwinkelte, wußte ich, was er wollte.

Blitzschnell kam mein Hieb. Lukas spürte die Faust an der Brust und wurde gegen Suko geschleudert, noch bevor er dazu kam, mit dem Ellbogen den Knopf zu drücken.

Er hatte Alarm auslösen wollen.

Suko hielt ihn fest.

»Noch einmal so eine dumme Bewegung, und es geht dir schlecht!« warnte ich.

Lukas senkte den Kopf.

»Was wollte er denn?« fragte Suko.

Ich erklärte es ihm. Dann drückte ich auf den Knopf, der den Lift nach unten in Bewegung setzte und uns in den Keller bringen sollte. Der Fahrstuhl fuhr etwas unruhig, rumpelte ein paarmal und stand dann still.

Lukas spürte plötzlich die Mündung der Beretta im Nacken. Er bekam eine Gänsehaut, was ich sehr gut sehen konnte. »Keinen Laut, sonst ist es vorbei!« zischte ich.

Er nickte.

Suko öffnete die Tür.

Auch er hielt die Beretta in der Hand. Die anderen Waffen steckten griffbereit.

Der Chinese warf als erster einen Blick in den leeren Gang. Suko winkte uns zu, und ich trieb Freund Lukas aus dem Fahrstuhl. Der Mann schwitzte. Je mehr wir uns dem Ziel genähert hatten, um so unruhiger war er geworden. Lukas schien nicht nur Angst, sondern auch ein schlechtes Gewissen zu haben.

»Wohin?« fragte ich.

»Nach rechts.«

Es war egal, ob wir rechts oder links gingen. Der Gang war kahl und nachträglich ausgebaut worden. Grauer Beton hatte die Wände geglättet.

Lukas führte uns direkt auf eine Wand zu, wo ich keine Tür oder irgendeinen anderen Ausgang entdeckte.

»Wenn du uns reinlegen willst«, sagte ich leise zu ihm, »wirst du als erster sterben.«

»Nein, nein, es ist hinter der Wand.«

»Und dort ist auch der Eingang?«

»Ja.«

»Okay, dann man zu.«

Es waren vielleicht noch fünf Schritte, dann hatten wir unser Ziel erreicht.

Suko und ich standen da und schauten vor die Betonfläche. Über uns brannte eine Lampe.

Nichts war zu hören.

»Ich muß mich bücken«, sagte der Diener.

»Tu das.«

Er ging in die Knie. Mit dem Waffenlauf folgte ich jeder seiner Bewegungen.

Seine Hände tasteten auf den Boden herum und suchten eine bestimmte Stelle. Ich sah eine kleine Vertiefung, ähnlich einer Mulde. Und dort schimmerte etwas Schwarzes.

Der Kontakt!

Lukas wollte schon seinen Finger darauf legen, als ihn mein Ruf zurückhielt. »Halt!«

Er zuckte tatsächlich zurück.

»Was passiert genau, wenn du den Kontakt berührst?«

»Die Wand, vielmehr ein Teil, schiebt sich zur Seite.«

»Danke«, erwiderte ich, »es reicht.« Blitzschnell und trotzdem gezielt schlug ich zu. Dabei dosierte ich den Schlag genau, der Lukas an der Schläfe traf.

Er schaute mich erstaunt an, gab einen Seufzer von sich und fiel zur Seite.

Suko schaffte ihn aus dem Weg.

Ich hatte meinen Finger über dem Knopf liegen und schaute aus gebückter Haltung dem Chinesen ins Gesicht.

Suko nickte.

Da drückte ich den Kontakt.

Zuerst knirschte es.

Ein Geräusch, das uns beiden durch Mark und Bein fuhr. Wir verzogen die Gesichter, als hätten wir in Zitronen gebissen. Die

glatte Betonwand schob sich — ähnlich einer Schiebetür — nach links in einen breiteren Rahmen und gab uns die Sicht nach vorn frei.

Wir schauten in eine Halle.

Schwarz der Boden, schwarz die Wände. Düster das Licht. Und wir hörten Stimmen.

Ich fror plötzlich. Als erster schob ich mich durch den Spalt und huschte in den dahinterliegenden riesigen Raum. Die Stimmen hatte ich zwar vernommen, aber ich sah die Personen nicht, weil das Gewölbe einfach zu groß war.

Suko kam hinter mir.

Ohne daß uns jemand ein Kommando gegeben hätte, trennten wir uns.

Der Chinese huschte nach links weg, ich nahm die rechte Seite, wo ich parallel zur Wand vorlief.

Und dann sah ich sie und hörte eine scharfe, hallende Männerstimme.

»Es sei! Blut zu Blut...«

Diese Worte brannten wie Stromstöße in meinem Gehirn. Auf einmal wußte ich, daß es um Leben und Tod ging. Das Echo der Stimme schwang mir noch entgegen, als ich bereits mein »Stopp!« schrie. Dabei lief ich weiter, nahm in den nächsten Sekunden ein makabres Bild in mir auf.

Es waren fünf Personen.

Drei Männer und zwei Frauen.

Einer der Männer stand etwas abseits. Das mußte Gordon Schreiber sein, denn allein vom Äußeren her sah er aus wie ein Führer oder ein Meister. Er war auch der erste, der sich umdrehte. Überraschung zeichnete sein Gesicht.

Die anderen vier umstanden eine etwa drei Fuß über dem Boden stehende steinerne Opferschale, in der ein Mensch lag. Im ersten Augenblick sah ich nur das blonde Haar und entdeckte einige

Blutspritzer. Als ich die nächsten Schritte lief, hatte ich das Gefühl, jemand würde mir eine Lanze durch das Herz stoßen.

Die Person in der Opferschale war Jane Collins!

Dann sah ich die Messer in den Händen der beiden Frauen. Die Klingen waren voll Blut. Offenbar hatten die verdammten Weiber damit zugestoßen.

Lebte Jane überhaupt noch?

In diesen Augenblick geschah etwas mit mir, wofür ich kaum eine Erklärung finde. Tief aus meinem Körper schoß eine lodernde Flamme in mir hoch und überschwemmte mein Denken.

Ich habe versucht, immer kühl zu bleiben und klar zu denken, aber damals sah ich rot.

Ich war schnell wie kaum zuvor in meinem Leben, und ich kam über sie wie ein gefährlicher Wirbelsturm. Bevor die beiden Weiber noch zustoßen konnten, war ich bei ihnen. Die erste, eine blonde Frau im mittleren Alter, wandte sich gerade um und mußte meinen Schlag voll nehmen. Der Hieb schleuderte sie von der Opferschale weg. Kreischend fiel das Weib zu Boden.

Dann war die nächste dran. Ich warf mich über die Schale und schlug mit der rechten Hand zu.

Der Pistolenlauf traf ein haßverzerrtes Gesicht, in dessen Augen Mordwillen leuchtete.

Die Frau kippte zurück.

Danach beugte ich mich über Jane.

Mein Gott, was hatten sie mit ihr gemacht! Sie blutete aus mehreren Wunden. Am rechten Arm, an der linken Schulter und auch an der Hüfte.

Dort mußten die Messer sie getroffen haben. Blaß war ihr Gesicht. Leichenblaß.

Etwas würgte in meiner Kehle.

»Jane!« flüsterte ich, wobei ich den Namen kaum aussprechen

konnte.

Und doch mußte sie ihn gehört haben, denn ihre Augenlider flatterten.

Sie sah mich, und ich weiß nicht, ob sie mich erkannte. Auf jeden Fall mußte sie zu einem Arzt. Und das möglichst schnell.

Leider war es nicht möglich. Dagegen hatten die anderen etwas. Sie wollten ihr Opfer, und sie dachten gar nicht daran, aufzugeben. »Die Hölle wird euch unterstützen!« schrie Schreiber und feuerte seine Diener an.

Die beiden Weiber waren schon wieder auf den Beinen. Aber auch die Männer griffen unter ihre langen Gewänder und holten gefährliche Messer mit scharfen Klingen hervor.

Die Kerle wurden von Suko attackiert. Auf meinen Freund hatte bisher keiner geachtet. So war es ihm gelungen, fast unbeobachtet in den Rücken der beiden zu gelangen. Als Felix die Schritte hörte und sich umdrehte, kam er nicht mehr dazu, seinen rechten Arm mit dem Messer zu heben. Riesengroß sah er die Faust vor seinem Gesicht auftauchen, dann schmetterte der Treffer unter sein Kinn.

Der Mann flog bis gegen die Opferschale, stieß noch mit dem Hinterkopf gegen die Kante und brach zusammen.

Robert, der Lächler, wollte es besser machen. Er stach nach Suko. Der Chinese drehte ab und trat zu.

Der Karatetritt erwischte Robert unter der rechten Achselhöhle. Plötzlich wurde sein Arm schwer. Er fiel nach unten, und wie von selbst öffnete sich seine Faust.

Dann lag das Messer am Boden.

Der nächste Schlag kam wie ein Hammer. Suko hatte die Handkante genommen und traf genau.

Robert hob es noch einmal hoch, dann fiel er in sich zusammen und blieb wie Felix bewußtlos liegen.

Ich hatte mich inzwischen mit den beiden Frauen

auseinanderzusetzen.

Sie waren keine leichteren Gegner als die Männer. In ihrer Besessenheit glichen sie brandgefährlichen Furien. Die blaugrün verfärbten Gesichter starrten mich an wie steinerne Masken. Sie hatten die Messer wieder an sich gerissen und versuchten nun, mich in die Zange zu nehmen.

Sollte ich schießen?

Bei Gott, in meiner ersten Wut hätte ich es getan, doch der Schock war vergangen, ich dachte wieder eiskalt.

Nein, diese Weiber wollte ich lebend. Sie sollten hinter Gittern über alles nachdenken.

»Kommt doch!« hetzte ich. »Los, worauf wartet ihr noch?«

Es war die Blonde, die zuerst zustach. Wie sie das machte, ließ auf eine gewisse Routine schließen. Das Messer hätte mich dicht über der Gürtelschnalle getroffen. Ich wich geschickt aus und schlug mit der linken Hand zu.

Die Blonde fiel zu Boden und schrie wild.

Dann kam die andere.

Sie stürzte sich auf mich, hielt den rechten Arm erhoben und wollte mir die Klinge von oben nach unten in den Leib stoßen.

Ich fing ihren Arm mit der linken Hand ab.

Vor Wut brüllte sie auf und spie mir Speichel ins Gesicht. Ich trat ihr die Beine weg, ohne den Arm loszulassen.

Da schrie sie noch mehr, denn plötzlich konnte sie ihren Arm nicht mehr bewegen. Sie hatte ihn sich ausgekugelt. Mit einem sanften Schlag schickte ich sie ins Reich der Träume.

»Hund!«

Die Blonde drehte durch. Sie war wieder hochgekommen und stach wie rasend auf mich ein. Nur traf sie mich nicht, aber ich mußte zurückweichen. Das Messer blitzte vor meinen Augen. Mal kam es von links, dann wieder von rechts.

Alles ging so schnell, daß ich nicht mehr dazu kam, ihren Arm zu packen.

Plötzlich war Suko da.

Er tauchte im Rücken der Frau auf und machte alles klar. Sein Treffer schickte die Blonde ins Reich der Träume. Vor meinen Füßen sank sie in sich zusammen und blieb liegen.

Ich wischte mir den Schweiß aus der Stirn. »Danke, Suko«, sagte ich.

»Die war völlig durchgedreht.«

»Habe ich gesehen«, erwiderte er trocken.

Danach interessierte mich nur noch Jane Collins. Ich rannte auf diese verdammte Opferschale zu, beugte mich hinüber und holte Jane hervor.

Auf beiden Armen trug ich sie und schaute in ein wächsernes Gesicht, das mich schon an eine Leiche erinnerte.

In meiner Kehle saß ein dicker Kloß. Zum Glück floß kein Blut mehr aus den Wunden.

Vorsichtig bettete ich Jane zu Boden. Ich fühlte nach dem Herzschlag.

Ja, das Herz schlug. Auch den Pulsschlag konnte ich fühlen. Die Detektivin war ohnmächtig geworden. Vielleicht besser für sie.

Ich schaute Suko an. »Jane muß so schnell wie möglich in ärztliche Behandlung. Laß uns hochgehen und...«

»Was ist?« fragte der Chineser.

Mir war etwas aufgefallen. Ich zählte sicherheitshalber noch nach und kam wiederum zu demselben Ergebnis.

Auf dem Boden lagen nur vier bewußtlose Personen.

Die fünfte fehlte.

Ausgerechnet der Anführer.

»Schreiber ist weg!« sagte ich.

Da zuckte auch Suko zusammen. »Verflucht, auf ihn habe ich nicht

geachtet. Was machen wir?«

»Hinterher. Weit kann er noch nicht sein.« Ich hob Jane Collins hoch und behielt sie weiterhin auf meinen Armen, als wir das Gewölbe verließen.

Der Lift befand sich nicht mehr unten. Klar, mit ihm war Schreiber geflohen.

Es dauerte etwas, bis der Fahrstuhl wieder bei uns war und wir ihn benutzen konnten.

Dann glitten wir hoch.

In der Halle legte ich Jane auf den langen Tisch. Nun befand ich mich in der Zwickmühle.

Gern wäre ich bei ihr geblieben, aber da war noch Gordon Schreiber, dieser menschliche Satan, den ich unbedingt fassen mußte. Suko erkannte, welch einen inneren Kampf ich ausfocht.

»Geh«, sagte er und schlug mir auf die Schulter, »ich kümmere mich schon um Jane.«

»Danke!«

Ich hetzte zur Tür. Schreiber hatte sich nicht die Mühe gemacht und sie verschlossen. Als ich nach draußen kam und mich die kühle Luft traf, da sah sie ihn.

Er hockte in seinem Mercedes, aber er kam nicht weg. Irgend etwas war mit dem Motor. Der orgelte ein paarmal und sprang nicht an. Auch das passiert bei einem deutschen Nobelfahrzeug.

Für mich war es der große Glücksfall.

Gordon Schreiber mußte mich wohl im Spiegel gesehen haben, denn er rammte den Wagenschlag auf und verließ das Fahrzeug. Uns trennten vielleicht dreißig Schritte.

Ich hob die Bereite. »Bleiben Sie stehen!« brüllte ich.

Schreiber dachte gar nicht daran und rannte geduckt zwischen den parkenden Wagen hindurch weiter.

Sofort nahm ich die Verfolgung auf. Es war mittlerweile dämmrig

geworden, und wenn Schreiber es schaffte, im Wald zu verschwinden, hatte ich das Nachsehen, denn der Industrielle kannte sich hier besser aus als ich.

Also setzte ich noch mehr zu.

Gordon Schreiber brach tatsächlich durch die Büsche. Ich vernahm das Knacken der Zweige und Brechen der Äste. Allerdings nicht links von mir, wo es talwärts ging, sondern zur rechten Seite hin. Schreiber wollte hochklettern.

Warum? Hatte er dort irgendwo ein sicheres Versteck?

Den Grund sollte ich Minuten später erfahren, doch erst einmal mußte ich ihm auf den Fersen bleiben.

Ich bin kein geübter Bergsteiger, und die Strecke bereitete mir verdammt Mühe. Es gab keinen Weg, über den ich gehen konnte, sondern nur den nackten Fels. Ich mußte mich praktisch von Vorsprung zu Vorsprung hangeln, wobei ich mich an den Ästen der schief wachsenden Bäume festklammerte, um nicht abzurutschen.

Kleinere Steine lösten sich unter meinen Tritten und kollerten in die Tiefe. Gordon Schreiber erging es ebenso deshalb konnte ich seinen Weg gut verfolgen.

Wir liefen praktisch in einer Linie hintereinander her.

Einmal konnte ich im letzten Augenblick noch den Kopf einziehen, denn ein faustgroßer Stein sprang so auf mich zu, daß er mich getroffen hätte.

Dann aber änderte Schreiber seine Richtung. Er kletterte mehr zur rechten Seite hin und visierte sein Ziel direkt an.

Ich keuchte. Die Schufferei konnte man schon als mörderisch bezeichnen. Zweige schlugen mir ins Gesicht, peitschten die Haut. Auch Äste streiften meinen Kopf.

Wieder einmal konnte ich feststellen, daß dreihundert Fuß Höhenunterschied ein verdammt Schlauch werden können.

Plötzlich wurde der Weg besser. Es ging nicht mehr steil in die

Höhe.

Ich brauchte mich auch nicht mehr an den Bäumen festzuhalten, sondern konnte auf allen vieren weiterkriechen.

Schreiber mußte es ähnlich ergehen, mir rollten auch keine Steine mehr entgegen.

Dann verschwanden die Bäume. Vor mir sah ich eine freie Fläche. Es war ein Hang, der auf einem Felsvorsprung endete.

Und dort stand Schreiber.

Er hatte sich zwar gebückt, doch seine Gestalt hob sich deutlich ab. Was er tat, konnte ich nicht sehen, auf jeden Fall hantierte er mit irgend etwas herum.

Ich rief ihn an. »Geben Sie auf, Schreiber!«

Er drehte sich um. Sogar sein Gesicht sah ich. Dann lachte er, bewegte seinen Fuß, und ich vernahm ein knirschendes Geräusch.

Im nächsten Augenblick wurde seine Gestalt zur Hälfte verdunkelt. Und zwar von einem Felsbrocken.

Nun wußte ich, was dieses Knirschen zu bedeuten hatte. Schreiber wollte mich mit dem verdamnten Felsbrocken töten.

Und er rollte.

Fieberhaft sah ich mich nach einer Deckung um, entdeckte eine kleine Mulde ein paar Schritte weiter und hetzte darauf zu. Ich hechtete hinein und krümmte meinen Körper zusammen.

Der Brocken rollte vorbei. Kleinere Steine folgten, Staub hüllte mich ein, dann hörte ich ein Krachen und Brechen, als der Fels mit Brachialgewalt in die Bäume rauschte und erst ein paar Yards später aufgehalten wurde.

Geschafft. Ich kam wieder hoch.

Von Schreiber sah ich nichts mehr. War er weitergelaufen? So rasch es möglich war, erklomm ich den Hang. Abermals mußte ich auf allen vieren gehen, schluckte Staub, keuchte, aber ich schaffte es und erreichte den Platz, von wo Gordon Schreiber den Felsbrocken

hinabgerollt hatte.

Ich sah den Mann.

Und meine Augen wurden groß. Denn nun erkannte ich, wie Gordon Schreiber fliehen wollte.

Auf dem Vorsprung stand eine schmale Hütte, deren Tür offenstand.

Schreiber war durch die Hütte gelaufen. Dahinter befand sich ein offener Stand. Dort hatte Schreiber einen fertig montierten Flugdrachen stehen.

Das knallrote Segel leuchtete wie helles Blut.

Schon befand er sich im Lauf, rannte auf die Felskante zu und stieß sich ab.

Ich stand da und hatte das Nachsehen.

Aber nicht lange, denn mein Blick fiel in die Hütte, und ich entdeckte den zweiten Drachen. Das grüne Segel lag zusammengefaltet am Boden über dem Gestänge.

Ich zögerte nicht mehr. So schnell wie möglich holte ich den Flugdrachen aus der Hütte. Ich war zwar noch nie selber geflogen, aber ich wußte durchaus, wie man ein solches Gerät zusammenbaute.

Ein wenig mulmig war mir schon, als ich den Drachen aus der Hütte in den Unterstand schleifte. Und dieses Gefühl verstärkte sich, als ich meinen Gegner sah. Er schien auch kein geübter Drachenflieger zu sein, denn die gefährlichen Aufwinde machten mit ihm, was sie wollten. Er torkelte regelrecht in der Luft, und ein paarmal glaubte ich, er würde abschlagen.

Ich beeilte mich, den Drachen zusammenzubauen und schaute ihn mir dann an. Bisher hatte ich die mutigen Männer immer im Film bewundert, nun mußte ich selbst ran. Das Fluggerät bestand aus einem deltaförmigen, von einem Aluminiumgerüst gehaltenen Tragsegel und einem durch Stahlseile mit den Enden des Quer- und Längsholms verbundenen Steuertrapezes. Der Flieger selbst hing in Gurten. Ich konnte also durch Bewegungen des Trapezes

Anstellwinkel und Seitenlage des Flugkörpers steuern.

Ich hob den Drachen hoch und gurtete mich fest. Wobei ich sehr darauf achtete, daß die Gurte auch fest lagen, schließlich wollte ich nicht herausrutschen.

Dann umfaßte ich den Querholm des Steuertrapezes.

Vor mir sah ich das weite Tal im Dämmerlicht der hereinbrechenden Dunkelheit. Lichter schimmerten zu mir hoch. Sie kamen mir so unendlich weit entfernt vor. Und die Sichtperspektive verzerrte alles.

Was sehr weit aussah, konnte ziemlich nah sein, wie zum Beispiel Gordon Schreiber, der einfach nicht aus dem Tal herauskam.

Ich peilte die Strecke zum Abgrund an, prüfte den Wind und war zufrieden. Ein paar Schritte ging ich noch zurück. Ein Windstoß fuhr bereits unter das Segel und hob es an. Ich hatte Mühe, den Drachen überhaupt zu halten. Dann lief ich los.

Zuerst wackelten mir noch die Knie, aber es gab keine andere Möglichkeit für mich.

Weg mit Schanden, dachte ich.

Die Kante tauchte vor mir auf.

Noch zwei Schritte — noch einer...

Dann schwang ich meinen Körper hoch und verlor den Kontakt mit dem Boden...

Jeder Fluglehrer hätte nur den Kopf geschüttelt oder sich die Seele aus dem Leib geschrien, je nach Temperament. Wer mich sah, mußte mich für verrückt halten, so wie ich an dem Drachen hing. Es fiel mir schwer, meinen Körper in der Waagerechten zu halten, die Beine wollten immer wieder nach unten.

Dabei hatte ich das Gefühl, daß der Wind günstig in das Segel fuhr und mich ein ganzes Stück hochtrug.

Meine Umgebung nahm ich vorerst nicht wahr. Ich hatte genug mit dem Steuertrapez zu tun und mußte zusehen, daß ich einigermaßen

das Gleichgewicht behielt.

Ich wackelte wie ein altes Propellerflugzeug. Wenn ich das Gewicht zu sehr nach rechts verlagerte, schmierte er mir an dieser Seite ab, bei der linken passierte es ebenfalls, auch durfte ich nicht zu sehr nach vorn drücken, denn dann wurde der Drachen kopflastig, und ich würde kopfüber abwärts sausen.

Der Wind pffte mir um die Ohren. Es war verdammt kalt hier. Meine Kleidung flatterte und knatterte wie das Segel, trotzdem stand mir der Schweiß auf der Stirn.

Ich geriet in eine windruhige Zone und konnte mich zum erstenmal umschauen.

Schräg vor mir sah ich meinen Gegner. Das rote Segel wirkte wie ein letzter Farbkleck im Grau der Dämmerung. Wenn ich Schreiber packen wollte, mußte ich nach rechts.

Das versuchte ich auch.

Ein kleiner Druck, und der Drachen gehorchte mir tatsächlich. Das machte mir Mut, der Angstklumpen im Magen wurde ein wenig kleiner.

Aber der Wind spielte mir einen Streich. Er wechselte die Richtung, packte das Segel und trieb mich ab.

Ein geübter Flieger hätte gegensteuern können, ich schaffte das nicht und wurde zu einem Spielball, der von seinem eigentlichen Ziel weggetrieben wurde.

Ich hatte Glück im Unglück. Wäre ich von diesem Windstoß nicht erfaßt worden, hätte ich vielleicht nicht die beiden Kreaturen gesehen, die sich praktisch aus der Dämmerung hervorschälten. Zuerst waren sie nur große Punkte, dann aber sah ich sie genauer.

Ich hatte das Gefühl, mein Herz würde stehenbleiben. Denn die Wesen, die da auf ihren Flugtieren hockten, waren Echsenwesen...

Nun wußte ich, warum Gordon Schreiber gezögert hatte und nicht weggeflogen war. Er brauchte mich nicht anzugreifen, sondern nur

zuzuschauen. Dann bekam er mit, wie mich die Diener des Spuks fertig machten.

Für einen Moment glaubte ich, sein Lachen zu hören. Es konnte aber Einbildung sein, weil mir meine überreizten Nerven schon einen Streich spielten.

Die Flugtiere waren verdammt schnell. Plötzlich sah ich es auch aufleuchten. Es waren die Lanzen, die in einem Höllenfeuer brannten.

Wenn die Echtenwesen die Dinger schleuderten und das Segel trafen, war es vorbei.

Ich schluckte hart.

Sie nahmen mich in die Zange. Einer kam von links, der andere wollte es von rechts versuchen.

Mit beiden Händen drückte ich die Steuerstange ein wenig nach vorn.

Sofort kippte der Drachen ab. Zu schnell. Gleichzeitig schob auch der Wind, und ich sah einen Hang im schrägen Winkel auf mich zurasen.

Angst erfaßte mich. Verzweifelt riß ich den Drachen höher, betete, daß der Wind mitspielte und brachte das Gerät wieder unter Kontrolle. Ich stieg in die Höhe.

Das war auch gut so, denn die verdammten Echten waren schon ziemlich nahe.

Übergroß kamen mir die Flugtiere vor, die ihre gewaltigen Schnäbel weit aufgerissen hatten. Auf den Rücken der Monsterflieger hockten die Echtenwesen und hielten ihre Feuerlanzen wurfbereit in den Klauen. Ich mußte meine Beretta hervorholen. Dazu brauchte ich eine freie Hand und konnte deshalb nur mit der linken steuern.

Mir blieb keine Alternative, und so riskierte ich es. Selten in meinem Leben habe ich so schnell die Pistole gezogen. In dem

Moment, als der Drachen nach links abschmierte, hielt ich sie in den Fingern.

Ich schoß.

Jetzt erwies es sich als großer Vorteil für mich, daß meine Gegner auf so großen Flugtieren hockten. Ich sah zwar nicht, wo die Kugel einschlug, aber ich bekam die Reaktion mit.

Der Echsenköpfige wurde von seinem Flugtier geschleudert und verschwand.

Das Tier selbst zog hoch. Ich wollte ihm noch eine Kugel nachschicken, mußte mich aber um den zweiten Gegner kümmern. Und das Wesen schleuderte die Lanze.

Am Boden wäre ich ausgewichen, nicht hier in der Luft. Ich zog zwar den Kopf ein, aber ausweichen konnte ich nicht mehr.

Die Feuerlanze traf.

Das häßliche Geräusch, mit der der Segelstoff riß, ging mir durch Mark und Bein.

Zuerst geschah nichts, die Lanze war auch weitergeflogen, aber dann tanzten kleine Flammen auf.

Wie hoch befand ich mich über dem Boden?

Hundert Fuß, hundertzwanzig?

Ich blickte mich um. Da befand sich noch der mit Gras bewachsene Hang, gegen den vorhin fast geprallt wäre. Konnte er jetzt meine Rettung werden?

Die Zeit, lange nachzudenken, die hatte ich nicht mehr. Kurz entschlossen kippte ich den Drachen nach vorn und geriet in einen Sturzflug.

Nein, das überlebte ich nicht.

Ich hörte das Rauschen des Windes, die Angst peitschte in heißen Wellen in mir hoch, der Drachen wackelte und zitterte, aber das Segel brannte nicht mehr. Die Flammen waren vom Flugwind gelöscht worden.

Um mich herum drehte sich alles. Der Hang schwankte von einer Seite zur anderen. Ich versuchte verzweifelt, den Drachen hochzureißen oder ihn in eine andere Lage zu bringen, damit ich nicht direkt gegen den Hang krachte.

Irgendwie gelang es mir. Der Sturzflug wurde gleitender, war aber immer noch sehr schnell.

Zu schnell...

Und da war der Hang.

Ich streckte meinen Körper nicht mehr, sondern ließ die Beine nach unten baumeln. Meine Füße fanden Kontakt. Ich rannte. Versuchte, die Geschwindigkeit beizubehalten, rannte weiter, ließ den Drachen los und dann hatte ich das Gefühl, einen schmetternden Schlag gegen die Waden zu bekommen.

Ich bekam ihn tatsächlich.

Dann verlor ich den Kontakt mit dem Boden, hob regelrecht ab, und für mich ging praktisch die Welt unter. Ich fiel auf die Nase, knallte lang hin, rutschte weiter, überschlug mich, wußte nicht, wo oben noch unten war, und dachte nicht mehr an die Flugechsen und an Gordon Schreiber. Ich rollte den Hang hinunter, wobei ich mich zusammenkrümmte und meinen Kopf mit beiden Armen schützte.

Plötzlich war alles vorbei.

Ich lag still. Und spürte die Nässe. Um mich herum rauschte Wasser. Ein Bach hatte meinen Sturz aufgehalten.

Ich richtete mich auf und wunderte mich, daß es noch klappte. Zuerst warf ich einen Blick in den Himmel.

Von dem Echsenwesen war nichts mehr zu sehen. Trotzdem rauschte etwas heran.

Es war Gordon Schreiber!

»Wir sprechen uns noch!« brüllte er so laut er konnte, bis ihm der Wind seine Worte von den Lippen riß, aber ich hatte sie trotzdem vernommen.

Gordon Schreiber verschwand. Allein blieb ich zurück.

Mit einigen Prellungen, aber ohne Knochenbrüche. Ich hatte einen Fall hinter mich gebracht. Allerdings nur halb — Gordon Schreiber war entwischt. Sicher würde ich irgendwann von ihm hören.

Vor Wut hatte ich am liebsten in einen Stein gebissen.

Nach einem quälenden, mühevollen Marsch erreichte ich Gunter, wo der Leihwagen stand. Wie ein Greis bewegte ich mich voran, weil mir sämtliche Knochen weh taten. Ich atmete erst auf, als ich hinter dem Lenkrad saß.

Dann hielt mich nichts mehr. Den Weg zur Burg schaffte ich in einer wahren Rekordzeit. Vor der Burg standen Polizeiwagen und zwei Fahrzeuge der Ambulanz. Es wimmelte von Beamten.

Mich interessierte nur Jane Collins. Sie lag schon auf der Trage und hing am Tropf. Neben ihr stand Suko.

Ich sah auch Carlo Lei.

»Und?« fragte ich, als ich in die Halle stürmte und mich auch nicht von Polizisten aufhalten ließ.

»Sie wird es schaffen«, antwortete Suko.

Ich hörte den Brocken förmlich poltern, der mir vom Herzen fiel. Jane war bei Bewußtsein. Sie erkannte mich.

»John«, flüsterte sie. Mehr nicht.

Ich schluckte, versuchte zu lächeln, aber es wurde nur ein verzerrtes Grinsen.

Dann hauchte ich ihr einen Kuß auf die blassen Lippen.

Die vier Personen des Hexenzirkels waren schon weggeschafft worden.

Mit ihnen würden sich die Behörden befassen.

»Und Schreiber?« fragte Suko.

»Entkommen.«

Mein Freund sagte nichts mehr.

Jane kam in ein Krankenhaus. Suko und ich blieben noch zwei

Tage.

In Gunter quartierten wir uns ein. Ich hatte noch eine geringe Hoffnung, daß die Fahndung nach Schreiber Erfolg zeigen würde, doch er war nicht wieder aufgetaucht.

Wir besuchten Jane, der es schon wieder besserging. Allerdings wollten die Ärzte sie noch zwei Wochen dabethalten.

Auch den vier Personen im Gefängnis statteten wir mehrere Besuche ab.

Aus den beiden Frauen und aus den Männern war kein Wort herauszubekommen. Angeblich wußte niemand, wo sich Gordon Schreiber aufhielt. In Genf war er jedenfalls nicht erschienen.

Am dritten Tag startete unser Flugzeug. Don Carlo fuhr mit bis Zürich.

Vor dem Flug versprach er uns, sich um Jane Collins zu kümmern. Er sah es als seine Pflicht an, wie er sagte.

»Übernehmen Sie sich nicht«, warnte ich ihn. »Miss Collins ist manchmal eine Kratzbürste.«

»Ich meine das auch nur rein freundschaftlich«, erklärte mir Don Carlo.

»An etwas anderes habe ich auch nie gedacht«, erwiderte ich grinsend und reichte ihm die Hand.

Zwanzig Minuten später schwebten wir in der Luft. Diesmal fühlte ich mich sicher, denn ein Jet ist kein Segeldrachen...

ENDE